

-

Herneith

- Wachgeküsst -

ein Theaterstück
2018

Prolog

Herneith, einst die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns und Künstlerin, folgt ein tragisches Schicksal. In jungen Jahren in einen Kaufmann verliebt, begehrte ein Adliger das unermesslich schöne Mädchen für sich selbst und warb um jeden Preis. Nachdem ihre beiden Söhne aus des Adligen Eifersucht ermordet wurden, hielt sich Herneith in ihren Kummer an ihren Mann, den sie ungewollt, im irren Rausche ihrer Verzweiflung, erstach. Von diesem Unglück erzählt die Tragödie »Herneith – Die Essenz«.

So wählte sie ein Leben im Verborgenen, voller Selbstmitleid und Willenlosigkeit. Die Kraft zu leben, zehrte sie aus dem Verdrängen von Erinnerungen und dem Gleichgewicht ihres überlegenen Geistes in einer beabsichtigten Leere, um ihrer Schuld, wie sie meint, nachzukommen. Dass diese Schuld niemals abgegolten sein kann, weiß sie wohl.

Von Ersparnissen lebend, zieht sie monatelang durch die Welt, die ihr einst so viel Liebe und noch mehr Trauer gezeigt hat. Neben dem mit Bildern gravierten Wanderstab ihres pilgernden Onkels ist das einzige, das sie aus ihrem früheren Leben mit sich führt, das Tagebuch ihres verstorbenen Mannes, aus dem sie lesen und lernen will.

Akt I

Szene 1

Herneiths Vermögen schwindet, und mit ihm die Willensstärke, weiterzugehen. Sie kennt kein Ziel, keinen Weg und wollte am liebsten auch den Namen ablegen. Am späten Nachmittag eines Sommertages verlassen sie ihre Kräfte und geschwächt setzt sie sich auf einen Baumstumpf nieder. Noch niemals ist sie diesen Weg entlanggekommen, aber den Himmel kennt sie gut.

HERNEITH (schaut auf den Boden und stichelt mit dem Stock darin, zu sich selbst)

Himmel und Erde. Lohn und Mühe. Es ist,
als hätt' ich keine Tränen mehr: Wie gerne
würde ich damit den Boden nässen,
oder den Staub.

Akt I – Szene 1

Da ich nicht mehr länger weinen kann,
ist Ratlosigkeit mein Vergehen: Um in mir
die Erinnerung des Todes zu löschen,
muss ich mein Leben erst verstehen lernen.
Und könnte ich – von großer Sorge –
nur ein letztes Mal die Welt bereisen, würde mir
ihr Eindruck ein erstrebenswertes Dasein raten?
Traurig schaue ich,
doch auch von himmlischen Gedanken geführt:
Den Altar vor Augen, auf dem die Liebe
bevorzugt mein eigenes kleines Herz geopfert hat.
So sehr ich auch die Vergangenheit zu ändern wünsche,
käme ich meinen Schulden und vorbildlichen Ehre
viel zu löblich.
Ein Altar ... – steinig und unbarmherzig. Man sollte
den nackten Fels im Rücken spüren dürfen, wenn andere
in ihrem Tatendrang
Barmherzigkeit zeigen.
Nur so ist ein Altar – und nur so das Leben! Falsch in jedem Worte wäre
diese Wahrheit abzustreiten. Möge ich bald in Demut
einem sorgenfreien Tod begegnen!

Des Wanderns müde, setzt sie sich vom Stumpf ins Gras, lehnt sich rückwärtig an
ihn an. Im Gespräch der Vögel schläft sie ein. Inmitten der Nacht erwacht sie,
schaut in die Finsternis und spricht, halb dem Schlaf verfallen.

HERNEITH (schlaftrunken zu den Geräuschen der Nacht)
Gerade träumte ich von Liebe und Liebesdenken,
da kam mir in den Sinn ganz willenlos
allein zu sein.

[im Aberglauben zur »Angst«:]

Angst, du wirst dich vorsehen müssen! Heute Nacht,
so hast du wohl geglaubt,
willst du mich das Fürchten lehren.
Doch meiner Seelenfürchtigkeit habe ich mich
bisweilen selbst beraubt.

Akt I – Szene 1

[schläft weiter]

Der neue Morgen bricht an. Die Luft ist kalt und frisch, Insekten wecken Herneith aus ihrem Traum vom unbestimmten Leben. Aber etwas ist anders. Gerade noch bemerkt sie, wie sich ein reger Schatten über ihr Gesicht beugt, sie auf die Wange küsst, und dann wieder Abstand nimmt.

UNBEKANNTER (tritt zurück; im Verborgenen, da Herneith nicht gleich des Unbekannten Gesicht erkennen kann; sanftstimmig)
Guten Morgen, Wachgeküsste!
Kenne ich nicht Euren Namen?

HERNEITH (fasst sich an der Wange an die geküsste Stelle; langsam verinnerlicht sie das Geschehene und spricht spontan)
Ist nun Eitelkeit an mir, dass ich das berühre,
vom dem ich keine Erinnerung besitze?
Von dem ich mit Gewissheit sagen kann,
dass es ein Produkt von Wagnis ist!
[noch immer erschrocken über den dreisten Kuss]

UNBEKANNTER (unverändert in seiner Position)
Fürchten sollt Ihr nicht eher, ehe Ihr gesehen,
wer Euch zärtlich geküsst hat.
Im Versprechen war es tapfer
und tapfer ich's erklären müsst ...

HERNEITH (rafft sich vom Liegenden auf)
Tapfer? Skeptisch bin ich Euretwegen! Denn steht nicht
der junge Eifer der Überhast nahe?
Gleich jeder Tugend, die erst spät
zu vergehen pflegt!
[nachdenklich]
Uneins ist mein Befinden,
und unwohl beschreibt's wohl genau.
Würde ich jetzt sterben, dann nicht aus Muße oder Gram,
denn aus Verlegenheit über Euer Aufdrängen!

UNBEKANNTER (kommt näher; stützt sich auf ihre Schulter)
Na, na ..., so trauert nicht; seht den Kuss, den man

Akt I – Szene 1

kaum mehr als flüchtigen Hauch bezeichnen mag,
als Anfall von Spaß.
Eher noch tut es mir ein Leiden, wenn ein schönes Mädchen
weint denn lacht!
Darf ich mich Euch stattdessen vorstellen?!
[grinst sie an]

HERNEITH (humorlos)

Nein, danke. Meine Fantasie ist groß genug.

UNBEKANNTER (lachend)

Nun, ich will Euch meinen Namen trotzdem nennen:
»Venig« heiße ich zu diesen Zeiten.
Mögen die Götter uns, den Seelendieben,
ein allzu vergönntes Leben wahrhaft machen, und uns ferner
in unserem innigsten Wunsche beistehen.

Venig tritt nun ins Tageslicht. Weniger erstaunt über sein Verhalten und die Äußerlichkeit seiner Person, ist Herneith beeindruckt von der Widmung, die Götter mögen ihnen bei ihrem größten Wunsche beistehen, denn sie regt zum Hoffen an. Weshalb erscheint dieser Mann nach all den einsamen Stunden in ihrem Leben? Und verhindert ferner ihr Sterben aus Gram?

Bedrängt steht Herneith auf, um sich der Lage bewusst zu werden. Sie nimmt Abstand ein und schaut sich Venig interessiert an. Es kommt ihr vor, als sey er ein gerade einmal zwanzigjähriger, wenn auch erfahren wirkender Mann, der im Streben seiner Abenteuerlust die Welt erkundet.

HERNEITH (mit skeptischem, und dennoch zugewandtem Verhalten)

So wie ich hier stehe, spreche ich wahr und direkt:
Mir erscheint Ihr wie ein freies Wesen, neugierig,
und fern jedem Gebrechen. Tatendurstig, wie Euer Kuss bewies,
gibt Besonnenheit Euch mehr im Leben. Umso weniger
können ich und mein Weg Eure Gelüste sättigen!

VENIG (sichtbar erregt)

Hungrig soll ich sein? Mutig und stark? Das klingt mir
allzu derb geschmeichelt! Zweck meines leichtfertigen Tuns,
wenn auch nur momentan vereitelt,

Akt I – Szene 1

ist das fremde, weit geschallte Heilen, dessen Widerhall
etwas anderes tarnt als ich vor mir sehe.
Und warnte es mich nicht?

HERNEITH (fühlt sich in ihrer Rechtfertigung unterbrochen und ihre Offensive
umgekehrt)

Mich gegen etwas zu erwehren, ist mir im Leben jene Frage,
zu der ich schweige, statt die Antwort im Vertrauen
auszusprechen! Es ist Feuerglut in meinem Rachen
(und tief entstammt mein wutentbrannter Schrei),
wenn ich bemerke, dass etwas unwahr ist, oder
die Gleichgültigkeit meiner Verlegenheit!

VENIG (mit beschwichtigenden Zügen)

Es ist nicht so, junges Fräulein!

HERNEITH (ihre Weiblichkeit ausnutzend)

Werden hier alle Frauen so genannt?

VENIG

Nein, ich ... – bestünde Dame,
meine Worte waren nicht
aus dem Wortschatz der Vernunft gewählt!
So muss ich eingestehen, dessen ich mir
nicht schlüssig bin: Ob nun der eingeschlagene Weg
ein Vorbild verheißt, es nachzuahmen ich erlaube:
Für ein akzeptables Wagnis halte ich es
in jedem Fall.

HERNEITH

Ist es Geld?
[lacht mahrend]
Lass' niemals Geld den Boten sein!
Nur eine Münze, die ein Wort oder einen Brief ersetzt,
ja, die ist eine der Teufeleien, die ...

VENIG (unterbrechend)

Geld ist es nicht – und war es nie!
Kaum angetan, wie ich mein Verlangen kenne, ist es

Akt I – Szene 1

Wirkung, die ich streng erwünsche, und auch Glück,
nach dem ich endlos strebe!
Eines Morgens erwachte ich und bin
entsetzt über all den Tand, der sich,
selbst im Schlafe, in Träumen angesammelt.
All die losen Reden und Gedanken, die frei
von Mühsal und Scheelsucht
meinem Schicksal zugefallen sind,
als hielte ich einen Beutel vor
und trete gegen einen Baum!

Herneith hört ihm verwundert zu und versucht, dessen Intention zu erraten.

So stand ich auf, flux an diesem Morgen,
war demselben angetan:
Dann wusste ich, wie mir werden würde, falls ich
mit verschlossenen Augen und schiefem Herzen
Gefallen daran suchte.
Indes unterwies ich mich, dem Winde
mein Gehör zu schenken, damit er mich,
ganz langsam zwar,
auf den rechten Pfad zurückführen werde.
Nun bin ich hier, und treffe im breit gelegten Moos
ein schlafendes Mädchen, eine ruhende Schönheit,
im nüchternen Gefälle, und vom Winde losgerissen,
der mich lockte und hierher trieb.
Verstanden habe ich seine Absicht nie. Doch fasziniert
war ich vom Wege selbst, und gefallen hat mir das Ziel
erst recht!

Der junge Mann macht eine verbeugende Bewegung, bei der er mit seiner schwin-
genden Hand ganz eindeutig auf Herneith verweist. Sie indes fühlt sich geschmei-
chelt, jedoch nicht länger verlegen. Ihre Trauer über geschehene Ereignisse der na-
hen Vergangenheit sitzt noch tief und gewährt kein Eindringen ihrer eigenen oder
fremden Liebe. Auf Venigs Worte reagiert sie erst gar nicht, dann – als Venig ge-
rade fortsetzen will – doch:

Akt I – Szene 1

HERNEITH (angetan, aber nicht von williger Überzeugung)

Beredet nichts Verwerfliches, außer wenn es aus Liebe geschieht.

Man sehe mich als Verstoß dieser Regel, wie Ihr selbst zu erkennen vermögt.

Verworfenes Gefüge, böser Glauben,
all das ...

[in sehr depressivem Ausdruck]

... erhält mich nicht am Leben.

Venig ist sichtbar erregt über dieses Verhalten, da er sich abgestoßen fühlt. Er kann nicht nachvollziehen, welche innere Kraft Herneith getrieben hat. Aus Frust darüber springt er zurück und will etwas umhergehen, damit sich ihr Gemüt und die ganze Situation beruhigen.

VENIG (zum Beschwichtigen bereit)

Vielleicht sollte ich, um den Zorn zu stillen,
und um der Begegnung erster Liebe wegen
ein wenig durch die Landschaft streifen, um Euch ...

Herneith hat nicht bemerkt, was er sagte. Verträumt sitzt sie auf der Wiese und vollbringt gerade eine Streitende Debatte in ihrem Inneren. Venig läuft unentschlossen los und kehrt nach wenigen Minuten – sichtbar erfreut – zurück. Noch immer bemerkt sie sein Kommen und Gehen nicht.

VENIG (im heiteren Maß)

... diese Blume mitzubringen, um damit,
einem Geschenk vom Himmel gleich,
Euer Antlitz mit einem Lächeln zu benetzen,
auf dass ich in Demut sehe, wie es sich
in ein Wunder der Natur wandelt.

Jetzt erst bemerkt Herneith von seiner Hingabe zu ihr. Sie nimmt die Blume entgegen, bedankt sich höflich und hält sie im Schoß verborgen. Während sie deren Einzigartigkeit mit geteilter Aufmerksamkeit beschaut, meldet sich ihr Gewissen:

SAPHIRANSHERIL (unverfroren, alarmierend)

Zu schnell, zu schnell – bedenke doch der Gefahr,
und siehe, was denen widerfahren ist, die sich leichtfertig
dem Risiko ergeben haben!

Akt I – Szene 1

HERNEITH (verzweifelt)

Ich kann nicht sterben, ich kann nicht leben:
Welcher Ausweg öffnet sich einem Wesen wie mir?
Ist es unbeschriftete Angst, zu der ich mich
im Angesicht urtümlichen Triebes zu bekennen habe?
Selbst wenn ich mich, aller Qualen ungeachtet,
zum Weiterleben entschließe?
So werde ich stets die Erinnerung vorantragen,
diesen Tag zu meiden, und alles zuvor Geschehene
immerdar!

Herneith beendet das Gespräch zu sich selbst und widersteht der trostlosen Eigen-
rezension ihres Gewissens. Stattdessen nimmt sie sich wieder Venig an:

Höret doch und staunet auch, dass ich
dem Herrn nun zugetan bin:
Segen weit, die Ehrfurcht streng,
und sorgenlos überkommt mich
Vertrauen ...

[sie kniet sich ins Gras, der ausgestreckte Oberkörper ihm entgegen]

VENIG (beugt sich im Stehen ihr entgegen, lächelt ihr ins Gesicht)

Wahres Verlangen. – Mehr fällt mir nicht ein.
Deswegen lebe ich schon viel zu lange!
Und die Zeit, die mir ausgerechnet und dem Tode
zugedacht, salzt mein Leben nicht minder.
Es stockt mir der Atem, und wie sehr habe ich
zu bedenken, welch' Hingabe
im banalen Glauben steckt!

HERNEITH (in Phase)

Wer mag von Glauben wimmern,
wenn es doch die Wirklichkeit zu besprechen gilt!!
So fällt mir auf, dass der Geruch frischer Lindenblüten
auf Eurer Kleidung
und Eurem Geiste liegt!

VENIG (geschmeichelt)

Ach ja? – Lindenblüten, sagt Ihr?

Akt I – Szene 1

So erlaubt mir die dreist gestellte Frage:
Wonach riechen Lindenblüten wohl?
[er riecht an ihrem Haar und schließt dabei seine Augen]
So etwa?

Herneith ist bezirzt. Niemals hatte sie geglaubt, dass ihr der Vollzug eines anspruchslosen Dialoges wieder Freude bereiten könne. Venig dachte wohl Ähnliches. In diesem Moment aber schnellen beide schambehaftet auseinander: Herneith weiter als er. Sie geht ins Ich.

HERNEITH (selbstkritisch)

Dem Teufel – stelle dich, und Teufel sein
ist wilder Sinne, wenn ich nur den Mut begreife,
mein Tun von vorn anzufangen!
Strebe, wonach die anderen unwissend sind,
und reife in dieser losen Art zu hohem Alter!
[erregter]
Kommt das heikle Wort »töricht« nicht von »betören«?
Und sollte ich mich des jungen Mannes willen
nicht in meine ach' so erschwerte Trauer
und das Sinnbild eines Klagereims verlieren?
Sollte ich nicht in diesem Sinne den mir
zugedachten Trugschluss fortbeschwören?
Dass mein Herz den Schwur eines Mannes
zu brechen willig ist!
Dass der nicht heilig genannt werde,
der sich im Verdruss versteht?
Dass eben jener den qualvollsten Weg
zu gehen sucht? Und tut gut daran!
Denke ich denn, dass ich weinen werde,
wenn mir ein Liebesglück beiseite ist?
Oder will ich des Glückes Ende erst zu finden
fähig sein, wenn ich außer mir
bar an Zorn und Zwist
alleine stehe?
[sie sieht, wie Venig scheinbar nichts von ihrem minutenlangen Besinnen
mitbekommen hat]

Akt I – Szene 1

Mir das Aufgeben vorzustellen, wird mein
kaltes Herz nicht wärmen können.
Drum sage ich, mehr noch, als ich zu wünschen denke,
schenke ich mir selbst die Ehre,
und den Widerwillen, von allem
nur die Hälfte zu haben,
doch alles zu begehren.

Gepeinigt von dem aggressiven Wechsel zwischen Glück und harter Sorge über das eigene Geschehen, steht Herneith auf, kehrt sich sogleich um und rennt so schnell sie nur kann in den nahen Wald hinein, als dass sie bald vor Venigs Augen und seinen Rufen verschwunden ist.

Szene 2

Eine Weile hält sie den Lauf durch, doch dann ermüdet sie und muss rasten. Sie schaut um sich, kann aber bis auf einen Tannenwald, moosbedeckten Boden, einen benachbarten Wasserlauf und den dazugehörigen Sumpf nichts weiter entdecken. Aus Sorge darüber, dass sie Venig verfolgt habe und sie aufspüren könnte, rennt sie weiter und schlägt Haken, um ihren Weg zu verschleiern. Mit ihrem derzeitigen Gemüt – so ist sie der Meinung – wäre sie nicht bereit, sich mit ihm zu befassen.

Immer wieder schaut sie sich mit nervösen Blicken um, stets auf der Suche nach den Göttern, die ihr diesen Fluch auferlegt haben – stets die zu lieben, die zu schnell vergessen und verstorben sind. Voller Unmut stolpert sie voran, zerreißt sich den Umhang und stürzt. Sie rafft sich auf und hastet weiter, immerfort, bis sie selbst nicht mehr sicher ist, aus welcher Richtung sie gekommen, und überzeugt davon ist, dass sie Venig unmöglich hat verfolgen können.

Um zu trinken, tritt sie an den Bach, dem sie eine Weile gefolgt ist, da er eine gewisse freiheitliche Flora bedingte und sie sehen konnte, wohin sie wandelt. Herneith trinkt hastig und folgt dem Bachlauf stromabwärts dann weiter. Immerzu an rutschigen Steinen entlang, haltlos durch das Ufergestrüpp und unter tief hängenden Ästen hindurch, bis ihr Haar zerzaust ist. Sie hat sich bei ihrer Flucht so schmutzig gemacht, dass sie wie eine Bettlerin wirkt, und gemessen an ihrem Vorrat an Nahrung, dem Zustand ihrer Kleidung und der Unzahl mitgeführter Münzen ist sie das auch: Eine heimatlose Bettlerin, die nicht weiß, wie sie in diese Existenz geraten ist. Nur eines hat sie die ganze Zeit über in ihrer Gürteltasche einge-

Akt I – Szene 2

schnallt: Das kaum gelesene Tagebuch ihres toten Mannes, das für sie eine ganz besondere Bedeutung hat.



Abbildung: Herneith irrt durch den Wald.

Einen Tag lang irrt Herneith durch den Wald, immer dem Bachlauf folgend, und ohne sich eine Vorstellung machen zu können, wo sie sich befindet. Die Schuhe sind zerschlissen, die Kleidung dient nur noch als Unterlage beim Schlaf in kalten Nächten. Hungrig und schmutzig ist sie eine Flüchtige vor sich selbst. Nur das

Akt I – Szene 2

eine Buch, das sie nie losgelassen hat, wurde vor der Witterung geschützt, damit keine einzige Seite von dem verändert würde, als dass es Herneith gestattete.

Dann endlich – erscheint die Spitze eines Wetterhahns. Und Herneith geht zielstrebig und froh, in dieser Einöde auf eine Gesellschaft zu treffen, darauf zu. Als sie naht, stellt sie fest, dass das Dorf von einem (leicht durchdringbaren) Palisadenzaun umgeben ist und sich in seiner Umwallung das Dach mit dem besagten Wetterhahn und wohl noch ein Dutzend Häuser befinden. Es ist das kleinste Dorf, das sie je gesehen hat. Schon vor dem Haupttor begegnet sie einem Hünen von Mann, der mit seiner Kraft einen Baumstamm zu stemmen scheint.

HERNEITH (erschöpft und beschämt, dem Mann so schmutzig entgegenzutreten, aber doch nicht anders, da es ihre Höflichkeit bedingt)

Seid begrüßt, starker Mann!

Und verzeiht', Euch in meinem kargen Ausdruck vorzustellen.

HÜNE (mit freiem Oberkörper, von gewaltiger Statur und verschwitzt, aber von harmlosem Gemüt)

Oh! Nun, junge Frau,

bei aller Mühe kann ich eher noch unbescholten als genau zur Antwort geben, dass mich mein eigener Auftritt in Verlegenheit gebracht!

Doch da wir uns nun vorgestellt und ich keinen ungunen Gedanken in mir berge –
Seid begrüßt, Wandererin,
und auch Euch einen schönen Tag!

HERNEITH (überrascht über die freundliche Begrüßung und über seine Verlegenheit lächelnd)

Verzeiht mir meine Einfältigkeit:

Was tut Ihr mit all den Bäumen?

HÜNE

Es ist, dass der Schutzpatron des Dorfes uns nur zu gerne an unsere Menschlichkeit erinnert, und von Zeit zu Zeit einen Baume, kraft in Jahren, niederstreckt.

HERNEITH (verwirrt)

... Ich verstehe nicht!!

HÜNE (lässt ab von seinem Stamm und kommt auf sie zu, wogegen Herneith schüchtern zurückweicht; erst glotzend, dann sanftmütig lächelnd und mit brummender Stimme)

Stets vergesse ich, wie wenig uns
die Landkarten zu beachten pflegen:
Als das letzte Mal ein Besucher zu uns kam,
war ich kaum zwanzig Jahr' alt!
Dum lasst mich Euch erzählen,
dass Ihr am Tore zum Dorf »Chilons Segen«
zum Stehen gekommen seid.
Mit diesem Namen ehren wir weniger
den Gott von gleichem Namen
als vielmehr das Chilonsfeste
– das ist am Tag Yinak –
an welchem das Dorf gegründet ward.
So kam es, dass der Gründer in seiner
ersten Kate eine Figurette aufbewahrte,
die zeigte die nackte Gottheit.
Alsbald scharfte sich ein Dorfhof darum.

HERNEITH

Und Ihr seid ein Nachfahre dieser Familie?

HÜNE

Nein, ich kam viel später und von selbst.
Ähnlich Euch stand ich eines Tages
plötzlich hier.
Jedenfalls riss es in der letzten Nacht
diese Eibe aus den Wurzeln.
In ihrem unbeherrschten Gewicht
legte sie sich auf den Zaun,
und zwang ihn nieder.
Nunmehr blicke ich auf diese Arbeit ...

HERNEITH

Verzeiht' mir abermals,
dass ich mich, ganz träge jeder Mühe,
Eurer fleißigen Gesellschaft
noch aufdränge –
so ohne Brot und Bett.

HÜNE

Wollt' Ihr trinken, so kommt zum Brunnen:
Sein Wasser gibt des Chilons Kraft.
Ich selbst will Euch dorthin begleiten.
[sie an der Schulter berührend; erstaunt feststellend, dass er sie gänzlich umgreifen kann]
Denn auch mir ist's heute Morgen zu viel
der Arbeit, und im Vertrauen gesprochen:
eine gefürchtete, da wiederkehrende Last.

Beide passieren den Eingang zwischen den Palisaden und treten auf der »Hauptstraße« entlang, die sich zwischen Reihen von Hütten entlangzieht. Wie in jedem Dorf findet sich auch hier ein Schmied, aber auch ein Heilkundiger, wie Herneith sieht, denn dieser mischt gerade zerkleinerte Pflanzen zusammen. Ein Kind kommt ihnen entgegen, erschrickt vor Herneiths Anblick und begibt sich in den Schatten zurück. Der Hüne und Herneith erreichen den Brunnen und er zieht einen Eimer Wasser herauf, von dem beide nehmen.

HERNEITH (dankbar)

Für das Wasser dank' ich Euch,
und mag zugleich betonen, dass es,
wolltet ihr mich hier als Gast aufnehmen,
sich für euch lohnen könnte.
Denn anders als Ihr, tüchtiger Kerl, bin ich
ermattet, als sey ich Tage in der Wildnis
unterwegs gewesen. – Und wahrlich:
Ein Teil davon ist der Wahrheit nicht fern.
So ich ruhen und etwas essen könnte:
würde es mir möglich das wiederzufinden,
das ich auf der Flucht hierher

Akt I – Szene 2

im Ursprung meiner Hastigkeit
verloren geglaubt.

Der Hüne nickt schweigsam.

HERNEITH (schaut tief und überzeugend in seine Augen)

Ihr seht in mir, was ich nicht bin:
Und keinen gibt es, der für mich bürgt.
Drum verspreche ich Euch Rat
eines Bettes statt.

HÜNE (grinst und wirkt plötzlich viel schlauer, als es zuerst schien)

Das – und nichts anderes –
habe ich in Euch gesehen,
so mag Euch an Worten genügen,
wie friedfertig sich unser Leben
zeichnen lässt:
Der Wohlgefallenen in Ehre, sollten selbst die,
die den Lügen zugeneigt sind,
unbeschadet gehen dürfen!
Fern sitzen wir der Rachsucht
oder Infamie!
Nur ehrlich, ob es nun Lüge oder Wahrheit ist,
sollte ohne blendende Wortgewänder
uns begegnen.
Das ist Chilons Wille.

Szene 3

Der Hüne geht lachend fort. Herneith beobachtet, wie er zum Tor zurückkehrt, die Äste mit einer Axt beschlägt und das Holz fortstemmt. Sie wertet sein Verhalten und seine »Antwort« auf ihre Bitte dergestalt aus, als dass sie sich selbst um ihre Übernachtungsmöglichkeit und etwas zu Essen zu kümmern habe.

Alleine steht sie am Brunnen und fühlt sich als Fremde in der kleinen Gemeinschaft. Tatsächlich erinnert sie sich, den Namen des Örtchens noch niemals zuvor auf einer Karte gesehen zu haben. Es ist umgeben von hohen Bergketten und dichten Wäldern, fast unerreichbar für Kutschen oder Reiter. Selbst Jäger und Fallensteller dürften nur selten so weit vorgestoßen sein und schon gar nicht bis hierher.

Akt I – Szene 3

Herneith lauscht genau und ist wachsam. Erst weiß sie nicht, wohin sie gehen soll.
Dann folgt sie einem Geräusch, einem Monolog.

SPRECHER

Ist die bloße Tat verrückt genug, dir
einfach alles glücken will.
Nun denn, fragt Mutter, wer ist sie schon?,
die ihren Sohn für viel zu jung befunden,
als dass er erster Liebe würdig sey!
Was sollte ich von so einer Mutter halten?
Ist sie mir Rat oder fremd?
Sollte sie mich nicht im Leben unterstützen?,
und nicht mit Tollsucht
oder gar zu behende!

Herneith ist näher gekommen. Sie steht vor dem Fenster einer Holzhütte. Unmittelbar am Fenster sitzt ein junger Mann, der sie noch nicht bemerkt hat.

SPRECHER (anscheinend im Widerwillen mit sich selbst und gereizt)

Nur verstehe ich nicht ..., welchen Preis
das Schicksal fordert, wenn der tiefe Glockenschlag
mir auch nur einen allzu verständlichen Grund
zum Lebensschluss
– und in der Summe als angemessenen Betrag –
zu nennen weiß.
Mit ganzem Eifer sitze ich hier,
und bringe doch nichts zum guten Ende.
Wenn mir die Furcht ins Gewissen redet,
ist mir das Dasein verwirkt!

HERNEITH (mischt sich jetzt ein)

Auch mir wäre die Zukunft verwehrt geblieben,
hätte ich nicht früh schon
mich um das Leiden meines Wesens bemüht:
Denn einzig, was Ihr Eurem Herzen überlasst,
ist der frohe Gedanke, den Ihr
Euch selbst schenkt.

Akt I – Szene 3

Der unbekannte Mann ist aufgeschrocken, da er keine Belauschung erwartet hat:
Zum Fenster eilend, und beim Stützen auf den Fenstersims eine Vase beiseite schiebend, schaut er Herneith unbestimmt an. Er hat sie nie zuvor gesehen und auch keinen Besuch in diesem Dorf erwartet.

HERNEITH (fortsetzend)

Verliebt seid Ihr, das höre ich.
Doch frage weiter: wen Ihr liebt,
so sich im Trugschluss kein Sieger rühmt,
und Ihr Euch die Medaille von eigener Hand
um den Hals hängt.

SPRECHER (in Trauer)

Ist nicht nackter Hohn Euer Ansinnen?,
und von Beistand kein Bemerken?
Stattdessen mag ich alleine sein,
fortwährend wirken an meinem Fruste!

HERNEITH (kommt näher ans Fenster und empfindet mit ihm)

Spott liegt mir ferner noch
als es die Unruh' je tat.
Nein, beratend will ich Euch beiseite stehen,
und sage:
Nehmt Mut daher und bringt Euch
alsbalde ihrer Gesellschaft nah!
Mit Blumen?

SPRECHER (frustriert)

Blumen? Welche Blumen mag sie wohl?
Wüsst' ich heute darauf Antwort –
ihr gemeines Wünschen wäre mir
schon morgen ein geöffneter Schatz!
Außerdem sollte man, wie ich hörte,
die wichtigsten Dinge nur in jeder Sprache sprechen,
die man am besten beherrscht
und versteht.
Was mich betrifft, nenne ich mich Schreiber.
Ich dichte und füg' die Worte:

Akt I – Szene 3

Ein Weg zu viel, die Angst zuneige,
ist es Wissen, das ich hortend in mir trage.
Denn des Kreativen größter Lohn,
das will die geringste Erfahrung sein –
und bettelt drum, verzehrt sich drum,
nach meiner Angebeteten Liebe.

Herneith erkennt die Situation: Sie hat einen Schreiber von allzu jungen Jahren vor sich, der im Liebeskummer verwelkt und nicht weiß, wie er seine Angebetete ansprechen soll. Sie beschließt selbstlos, ihm zu helfen.

HERNEITH (begierig)

Dann lasst' mich
erst recht Euch helfen!
Denn wohl weiß ich, wovon ich rede!
Und wisset, dass auch ich strebe
nach Bekennen und nach Wahrheit.

Herneith hält inne. Plötzlich und unerwartet schreit ihr die Stimme des Saphiransheril in den Kopf.

SAPHIRANSHERIL (in forderndem Ton)

So höret doch, Herneith, mein Kind,
was ich zu berichten und zu warnen habe:
Verlasst nicht den dargegebenen Weg,
versteht die Worte, die aus Euch
zu dringen wünschen!

HERNEITH (überrascht zu sich)

Ist es denn der eine Wortzug,
den ich sonst
nur des Nachts erträume?
Und der, von Fantasie gesäumt,
in meiner Erinnerung gefangen ist!

SAPHIRANSHERIL (undeutlich und aufgeregt)

Doch will ich Euch warnen!
Höret, wie mein kluger Geist

Euch ohne Zwang und bitt'res Spiel
eine tragische Zukunft weissagt!

HERNEITH (beängstigt)

Wenn Ihr Euch schon am Tage meldet,
verstimmt mir im tiefen Sinne das Gesicht.
Zu fragen bleibt, bei Therak!,
was – und was nicht – geschehen werde.
Wie das alte Wesen über mich zu herrschen
sucht, nur das sehe ich:
Jedoch, stets ist es ein unscheinbares Wahren,
das mich zu Sucht verführen lockt!

SAPHIRANSHERIL (deutend)

Im Leben ist es nie so einfach!
Tote – und intim Verletzte – wird es geben.
Und tut uns leid, das Leben schmerzt!
Für Verzweiflung sind andere Zeiten
vorbehalten.
Als dein Schutzgesandter, dein Gewissen,
bedaure ich,
wie sehr du verkümmern willst.
Am Tage deiner Geburt schon
habe ich dieses Schicksal klar gesehen.

Die Welt dreht sich um Herneith. Es lässt sich nicht zwischen Realität und Wahnsinn unterscheiden.

SAPHIRANSHERIL

Wessen du dich schuldig bekennen musst,
und wessen nicht – das frage dich immerdar!
Denn nur derjenige Trieb soll dem Wanderer
im Leben gewährt sein, der sich
gleichwohl seines Namens und seiner Herkunft begabt
in Vernunft und an Tugenden bescheiden
das Befehlen selbst gibt,
das ihn bestimmt.
Das Arglose, das füßelt und gibt,

wird vom akzeptierenden Gewissen,
auch in dererlei Hinsicht angenommen,
als wie es sich traut, sich selbst
zu belügen.
Die, die kummern, sterben.
Die, die triumphieren, leben.
Und sollte es eines fernen Tages so kommen,
dass gerade diese Arglosigkeit
an Überhand gewinnt,
verliert das Beseelte.
Und die Liebe siegt.

Herneith ist dem Rätseln zugetan. Aber gleichfalls erwacht sie aus dem toten Schlaf und weiß an ihres Schicksals statt um den Zwang zu helfen: All ihre Erfahrung einzubringen, um das zu wahren, das sie nur ein einziges Mal – wenn auch intensiv – kennengelernt hat. Herneith wendet sich nun wieder dem unbekanntem Mann zu.

HERNEITH (wie von Elan und voller Stolz, dass ihre Hilfe akzeptiert zu werden scheint)

Nicht immer ist es wie ein Gnadenschuss,
zuweilen ein leicht aufgesetzter Kuss
demselben Gefühle nicht unähnlich.
Dies führt mich zur Erkenntnis hin,
dass Liebe nicht zwingend
den Mund berühren muss!
Mehr und bald werdet Ihr erkennen
– und doch vermindert wissen zu benennen –
[sie schmunzelt]
dass dem Seligen Rastlosigkeit
als Trieb gereicht.
Manch' einer würde unken,
er sey verliebt!
Nur könnt' es sein, dass bitterböse Tränen
zu neuem Unmut beflügeln?
In diesem Fall sey ausgewiesen,
dass Träume – jawohl, Träume! –

dem Verliebten wundervollstes Geschenk
sind.

SPRECHER (hat Herneith aufmerksam zugehört)

Eure Worte erinnern mich
an weiteres Leiden, an dem ich mich,
der Scheelsucht wegen,
laben will.
Aber nannte ich es sonst die große Liebe,
wenn ich mich ihr verschlossen
denn bewusst hingebe?
Ist sie mir nicht die Frau fürs Leben?
Gerne denke ich
an den Tag zurück, da ich ihr
holdes Antlitz zuerst geschaut:
Ein Mittwoch war's, und an jenem Abend
waren außer uns noch viele Menschen
in der Dorftaverne.
Sagt', wollt' Ihr die Geschichte hören?

HERNEITH (angetan)

Gerne lasse ich mich für eine Weile
von Eurer Rhetorik verzaubern!

SPRECHER (fährt fort)

Als ich, Dirascaras,
an diesem aufgestellten Tische lehnte,
mein Glas, fast trunken, hob' ich empor.
Drei der Tische standen in der Reih',
und am mittleren
ein Trunkenbold, mehr taub als wach,
wartete auf seinen Schlaf, und regt sich kaum;
da stand nun ich an meinem Glase
und sehe nicht den dritten Tisch,
da plötzlich erhebt sich der Trunkenbold,
macht kehrt und geht von dannen,
unwissend, mir einen einzigartigen Blick

Akt I – Szene 3

auf das Verborgene überlassen zu haben:
Die Scham verfiel, ein Blick trifft mich –
gehört zur Liebe nicht eine gewisse Abergläubigkeit? Na!!
Und ich sehe nicht länger mich
im Wunsche nach Schlaf verloren.
Das Mädchen am dritten Tische denn
lächelte – und ich hielt es für das Sinnbild
meines jungen, dummen Lebens.
Wie eine Frau das Kind aus Ihrem Schoße bringt,
sogestalt gebar ich das Glück.

HERNEITH (verwundert)

Und seitdem liebt Ihr sie?
Weint ihr in Ehrfurcht hinterher?
Ich mag's nur wissen, ehe ich
nach Euren Absichten zu fragen wage!

DIRASCARAS (philosophisch)

Sie ist mir ..., was ich vom Leben erwarte,
und vom Leben verdiene
zu gleichen Teilen.
Doch wann immer ich ihr ernsthaft
gegenübertrete, wandelt sich
meine anfangs tapfere Miene in ein Schattenspiel,
das seinesgleichen sucht.
Mein Gewissen rät' ab von ihr;
doch lieb' ich sie an Hingabe so,
dass ich meine Vernunft für ihren Handstrich
einzutauschen willig bin.
So flüchte ich mich in die Schreiberei,
die düsteren Tiefen, die sich,
vom Inhalt unbefangen,
zwischen Wörtern und Lettern aufzun.

HERNEITH (bedacht)

Die Flucht in die Schreiberei
tat Euch gut, wie man bemerkt!

Behütet, was Ihr bei Euch haltet:
Und wachsam seid bei dem,
was Ihr zu Papier bringt!
Schreibt der Herzglut zu viel,
und es könnte Euer Inneres erkalten!
Bewundernswert hingegen,
was uns Armen unvergönnt':

DIRASCARAS (unterbrechend)

Die Fähigkeit, das Reimen zu begreifen?

HERNEITH (schmunzelt)

Welch' Schelm heut' in Euch aufstößt!
Nein, ich meinte die Fähigkeit zu Geben:
Mit seinem Dasein einverstanden zu sein,
sich seinen größten Traum zu wahren.

DIRASCARAS (mit Worten werfend)

Wahr wohl! Drum möge man nennen:
ihren Namen vor dem meinen!
Denn auch die Inspiration
kommt vor dem Schaffen!

Nach einer Pause tritt Dirascaras vom Fenster weg und verlässt die Hütte, in ein Filzwams gehüllt, Kopf und Füße unbedeckt. Er geht auf Herneith geradezu und bleibt vor ihr stehen.

DIRASCARAS (beschaut sie von oben bis unten)

Wie wenig komme ich doch weiter,
wage nicht, von Erfolg zu sprechen:
Trauer verbleibt in mir, Unruhe,
als falle ich vor Unglück auseinander!
Zu spät – denkt sich der Philosoph.
Zu spät – meint auch mein Schreiberherz:
und zum Triumvirat schreitet auch
der Herrschsüchtige in mir: Zu spät!
Verloren meine ich mich,
begehe falschen Tatendrang.
Und in Sehnsucht werde wiedergeboren

ein Kind des Lichts,
scheu und unbeholfen,
soll meine Liebe ihr darfüßen sein.
So hoffe ich, sie nimmt mich an,
verschreckt nicht, und verkümmert nicht.
Soll ihr Zutun mir heilig sein –
und lebte ich nicht ihr Befinden:
Geschlagen wollte ich
verschwinden wie ein Schatten
nach Sonnenuntergang.

HERNEITH (mit zweifelhaftem Gesichtsausdruck)
Körperliche Stille nährt uns –
und beginnt die Liebe
nicht erst körperlich, dann geistig?
(Während sie umgekehrt endet?)
Was aber hat dies
mit ihr zu tun?

DIRASCARAS (unklar sprechend)
Sey es gesagt durch ein Rätsel:
Was bin ich?
Bin nicht tot, nicht lebendig.
Habe Angst, doch prahle ich todesmutig.
Ich schreibe Dinge, deren einziger Zweck
die Veröffentlichung ist – und doch
werden sie gedruckt nie zu lesen sein.
Zugleich mag ich meinen Namen nennen,
zugleich verborgen bleiben.
Am Tag ist mir Elend der Gefährte,
bei Nacht bin ich von Glück zerfahren.
Vom Golde bin ich unbeeinflusst,
und doch der reichste Mann der Welt.
Aus Scham wollte ich in den Boden sinken,
vor Stolz jedoch in die Lüfte steigen.
Was also bin ich?

HERNEITH (denkt nach und wie aus eigener, vom Instinkt geleiteter Erfahrung heraus flüstert sie)
... Verliebt.

Als Herneith um sich blickt, erfährt sie mit Erstaunen, dass es einigermaßen dunkel um sie herum geworden ist.

HERNEITH (zu Dirascaras)
Ziehen sollte ich, es dunkelt schon,
eine Bleibe ist mir unbekannt.
Und gilt, im geistigen Einvernehmen,
zu verweilen, falls die Angst
zur rechten Zeit sich zeigt.

DIRASCARAS (mitleidig)
Ein freies Bett Euch zu bieten, Fremde,
ich unfähig bin.
So Ihr suchen wollt, seid begrüßt:
Die ruhigste Nacht und den angenehmsten Traum
wünsche ich Euch.

HERNEITH (enttäuscht)
Nun ..., mögen Euch Beistand und Güte
auch weiterhin gesellig sein.

Sie wendet sich nach diesem vorzeitigen Abschied ab und sieht zu, eine Unterkunft zu finden. In sich bewundert und respektiert sie den jungen Mann, aus Liebe zu einer anderen eine attraktive junge Frau, wie sie es ist, abzulehnen, das heißt ihr eine Übernachtung zu verwehren. Einige Minuten lang zieht sie über die Wege an den Hütten vorbei, doch alle scheinen verschlossen und abgedunkelt. Anstand und Bescheidenheit lassen nicht zu, für eine nächtliche Bleibe zu klopfen. Schon nach kurzer Zeit ist sie an allen Katen vorbeigeschritten, und Herneith wird zunehmend ungewiss, ob sie ihr Bett im Dorf oder außerhalb desselben suchen soll. Wie sie sich auch entscheidet – es finstert immer mehr und eine Laterne hat sie nicht zur Hand. Da plötzlich macht sie einen hölzernen Unterstand aus, unter dem man kein Vieh angebunden hat. Mit dem letzten Licht legt sie sich zum Schlafen ins Stroh. Ebenso unbedacht legt sie das Tagebuch ihres verstorbenen Mannes auf einen Stapel Holz, der mit ihr unter der Überdachung steht.

Szene 4

Der darauffolgende Morgen bricht an. Sogleich, als die liebe Herneith die Augen aufschlägt, sieht sie einen Mann in Lederschürze vor sich, der wie ein Schmied wirkt. Doch sicher ist sie sich, dass der Mann dieses Handwerk nicht erlernt hat. Das erkennt sie an seinen Händen, die ihr Buch halten ... und, dieses noch ungeöffnet, einem verwunderten Blick zu offenbaren drohen. Ihm im Hintergrund und beide umgebend: Der Unterstand mit dem Spitzdach, in welchem sie genächtigt hatte. Eine eiserne Kette mit vielen dicken, rostigen Gliedern hängt von der Wand herab. Die Wand selbst aus Pflastersteinen aufgemauert und in der Ecke eine steinerne Bank.



Abbildung: Herneith erkennt erst im Morgenlicht, dass sie in der Werkstatt eines Steinmetzes genächtigt hat.

HERNEITH (will sich vorstellen und zugleich von ihrem Tagebuch ablenken)

Seid Ihr der Steinmetz hier?

Keine Seele wollte ich verschrecken –

nur hoffte ich, da ich zur Nachtruhe
mich gefunden, nicht ungenehm
gewesen bin.
[erhebt sich]

MANN (ohne aufzusehen: noch immer auf das Buch fixiert; brummt mit tiefer
Stimme)

Ich mache Steine – ja.
Aus Basalt und Sandstein forme ich sie
zu Mühlsteinen, Tischen, Mauerklötzen
und Pflastersteinen, wenn's beliebt.

HERNEITH (vorsichtig)

Wie ich sehe, trägt Gewalt Einheit,
was unsinnig und belastend sey:
Ich fürchte Euch, ich fürcht' mich selbst,
und stelle doch Euch unverhofft die Frage,
und bitte um Antwort, so klar es geht:
Was stirbt ständig und lebt ewig?
Was quält Mann und Frau zugleich?
Und doch zu gänzlich anderen Zeiten?
Was zieht gerne junge Blicke auf sich,
die auch den Alten gefallen?
Wofür wollte man sterben,
um es zu erhalten?

Der Unbekannte gibt keine Antwort von sich; Herneith spricht nun in bittender
Stimme:

HERNEITH

Für mich ... ist es dieses Buch.

Indem Herneith die Hände vorstreckt, fordert sie die Rückgabe ihres Tagebuchs.

HERNEITH (im erneuten Ansatz)

Sehr wohl bin ich mir dessen bewusst,
durch Kleidung, Wusch – und sogar
meine bittstellenden Hände
wie eine Bettlerin wirken muss,

die sich für eine gutherzige Spende
an jeden wende, dessen Äußerliches ihr genehm
und ihrer Belastigung
ins Gesinnen kommt.
Doch bedenkt, dass eines Menschen Herkunft
einerlei, solange es auch die Innere ist!

DIRASCARAS (kommt dahergeschritten und beendet großmütig und selbstbewusst die Bettelei, zum Steinmetz sprechend)
Seht Ihr nicht, dass Geld
ihr kein Zutun spricht!
Besinne, wessen Gelübde sich dehnt,
denn in des Götterberg Angesicht
bleibt jede unmoralisch durchdachte Tat
ein dem Gotte unvergessenes Werk!
So gebt' ihr das Buch schon zurück!

Der Steinmetz hält inne, dann überreicht er das Buch. Dirascaras hilft Herneith auf und führt sie fort.

HERNEITH (im Gespräch unterwegs)
Sagt nicht, die erfolgte Rettung
galt – vor mir – eher dem Buch!

DIRASCARAS (lächelnd)
Wie ich sagte, straft die schlechte Tat
dem Götterberg Gesuch'!
Beeindruckt hat mich schauerlich,
dass Ihr Euch ohne Scham und Not
dem Flehen um ein Euch wichtiges Artefakt
habt hingegeben, gar bereitwillig
im Tausche mit dem Tod!

HERNEITH (überrascht)
Demütigungen sind zu einem Teil
meines jetzigen Lebens gereift.
Doch der Situation einflussreichste Größe
sind sie nicht.
Erzählt': Ist der Steinmetz wirklich

so von Gefahr!; mir schien,
er ist nur eigenartig in der Geste
seiner Begrüßung.
Außerdem bedingt Größe
noch längst keine Überlegenheit!

DIRASCARAS

Diese wohlgewählten Worte würden den Herrn
des Götterberges gewiss erfreuen!
Er scheut' nicht gern die Wahrheit,
doch behauptet, dass man sein Gemüt teste,
und der Wahrheit
– gewissermaßen »unwahr« –
zuweilen Blasphemie erlaubt!

HERNEITH (an weiteren Erzählungen interessiert)

Ihr, Schreiber, sprecht immerzu vom »Gott des Berges«:
Seid Ihr Historiker des Dorfes oder mehr ein heiliger Mann?

DIRASCARAS

Wenngleich von jungen Jahren
ich mich wohl beiden Lagern zuteilen will.
Der beherrschende Berg jedoch
uns Segen in Form grollender Wolken schickt;
ein jeder könnte seine Großmut sehen,
blickte er nur in Richtung des Berges!

Dirascaras bleibt stehen, kneift die Augen zusammen und schaut auf eine Bergkette,
hoch und erhaben das Tal mit dem Dorf darin umgebend. In der Tat haben sich
viele Wolken an den schroffen, unbewachsenen Hängen verfangen und ein ver-
blassender Mond leuchtet hinter ihnen hervor.

HERNEITH (als sie mit ihm zu den Bergen blickt)

Ein Volk, das einen Berg verehrt?
Gewiss muss es der höchste Gipfel sein
– dieser dort –,
dem eure Gebete sich zu Füßen werfen!
Er scheint mir gewaltig, unterjochend;
ein Vaterfels, seinen Schatten

über alles beugend,
das zu knien bereit ist!

DIRASCARAS (beginnt zu lachen)

Nein, nein, das Gegenteil ist richtig!
Euer Irrschluss resultiert daraus,
dass Ihr glaubt, auch noch der mächtigste
unserer Könige
könne nicht in einer Kiste schlafen!
Was gern Ihr als Palast versteht,
ist für uns – wir sind nicht töricht –
bloß ein massiver Klotz von grauem Kleid,
der obendrein unserer Aussicht vorsteht!
Nur verehren wir nicht
den höchsten Klotz, den Gipfel!
Denn wie Ihr sagtet, bedingt die Größe
nicht jene Überlegenheit,
die wahrhaftig aus ihr dringt ...
So verehren wir: den niedrigen Berg,
dort, schaut hin, wie er
in schattiger Nachbarschaft
so unscheinbar verloren steht,
und zwischen beiden
ein haushoher Grat zu klaffen traut!
Demut, so wissen wir heute,
ist aller friedlichen Leute
bedeutendste Tugend!
Es kniet der Gott wie vor ihm,
so ist dieser Handel unser Gelübde
an Gerechtigkeit und tiefen Glauben,
so wie auch Ihr im gleichgeschaffen seid.

Herneith wendet sich aufs Neue um und blickt auf ihre Hände.

HERNEITH (in Gedanken zu sich selbst)

Was ist mir in den letzten Jahren
nicht an Pein aufgenötigt worden!

Und als ich um Hilfe gebeten,
stellte sich mir, in unbarmherziger Revolte,
die Erinnerung entgegen;
ließ mich für Schönes erblinden,
und unfähig ihr Rat
dem Liebewünschenden.

[nun wieder laut zu Dirascaras, mit traurigen, verkrampften Augen]

Bei so viel Loyalität zu diesem Gott
ich versteift und zweifelnd
zwischen den Stühlen sitze:
So wie ich dachte, half ich nicht
und trug vor unselige Worte, die nie gefallen,
als ihr durch Liebeskummer je erlebt.
Wahres spreche ich, das glaubt mir!
Die Erfahrung war mir jahrelang
ein Meister, mein rasendes Verlangen,
bis Trauer mich bewegt
zu noch mehr Traurigkeit,
mehr Einsamkeit und Reue:
Bestehen musste ich sorgenvoll alleine
eine Prüfung, die zuvor
zwei Seelen galt.

Dirascaras empfängt ihr Klagen als Warnung und es bereitet ihm Angst, von einer Geschichte wie dieser zu hören. Er legt erst zögernd, aber doch selbstverständlich seine Hand auf ihre Schulter und spricht.

DIRASCARAS

Nun will ich den Rat Euch spiegeln,
den Ihr bei mir versucht:
Zwar jung und ungebildet
– und zuweilen ein Brausekopf –
kann ich Euch sagen ...
– wartet: Wie heißt Ihr eigentlich?

HERNEITH (im hoffnungslosen Blick)

Herneith – so heiße ich!

DIRASCARAS

Nun, vielleicht zu naiv für dieses Leben
ist mein Dasein aller Ehre.
Doch spricht mein Glauben,
auch, wenn es nicht der Eure ist:
Sinnbild unseres Lebens ist Verstehen.
Nicht Angst. Nicht Vorsehung.
Sondern Verstehen.
Gibt es solche nicht, verfällt
alle wohlle Hoffnung zu Einsamkeit.
Aber auch der Glaube an ewiges Leben
wird dieser Ansicht folgen.
Wisset nun, was Hoffnung ist,
und steht bei mir, und steht im Triebe,
dass Ihr bald aufs Neue
verliebet seid,
derweil noch immer ich
glücklos liebe.

Szene 5

Sobald sich Herneith das gelbe Stroh aus dem Kleid geputzt hat, legt sie ihren Umhang über und wandert mit dem freundlichen Dirascaras zum Brunnen. Der tiefe und schweigende Blick in den Brunnenschacht gibt Herneiths Seele wider, und das leise und sofort vergehende Echo eines in die Tiefe gefallenem Kiesels entspricht ihrem Versuch der Mitteilung über all das Unerträgliche aus ihrer Vergangenheit.

DIRASCARAS (im Gegensatz zum vorherigen Abend weniger bedrückt, sondern fröhlich und aufrichtig)
Lasst' einen Ort uns aufsuchen,
an dem ein frühes Mahl
sich einnehmen ließe.
Geld und Ansehen braucht Ihr nicht,
lasst' Euer Erscheinen tauschen
mit Großmut und Freundschaft!

HERNEITH (skeptisch)

Woher der Sinneswandel?

Ist der Liebe Trauer schon verblasst?
Am Ende habt Ihr mich der Täuschung willen
auch im Liebesschmerz betrogen?!
[zu sich selbst]
Doch weshalb?

DIRASCARAS (aufgeregt beschwichtigend)
Nein, mein Schmerz hat wahre Größe!
Sehnsucht ist so echt in mir,
als wie es mein Wille zum Weiterleben preist!
Ich beschwöre Euch, aus meinem friedgemeinten Wesen
sollt Ihr Ehre und Dankbarkeit erkennen!
So kommt!

Ein letztes Mal wirft sie dem Steinmetz einen Blick zu, dann lässt sie sich, auch ihres Hungers wegen, verleiten, Dirascaras' Angebot nachzukommen. Ein Stück den Dorfweg hinunter, in abwegiger Richtung zur aufgehenden Sonne, passieren sie eine von hellen Steinen umsäumte Pforte. Sie führt zu dem scheinbar einzigen Haus mit zwei Etagen im Dorf, dessen Front wie folgt zu beschreiben ist: Rechts und links der Tür je zwei Fenster, mit aufgestellten Läden. Von innen klingt Musik und Leute unterhalten sich. Über der mit zwei eisernen Beschlägen ausgestaffierten Eingangstür, durch die gerade einer der Dorfbewohner kommt, hängt ein rotgrau angemaltes Wagenrad. Auf der Wiese zwischen Haus und Pforte wachsen einige Wildblumen, sonst nichts. In die Wiese zur Linken des Pfades zur Tür ist ein Grabstein eingesenkt. Die einzigen noch nicht von Flechten verdeckten Buchstaben geben an: »Mara...«, der rechte Teil der Wiese ist besetzt von zwei Imkerkästen, Bienen fliegen umher. Wie sich Herneith umschaute, verwunderte sie die Bienen weniger, zumal dem Haus gegenüber eine weitläufige Weide mit vielen bunten Blumen liegt.

Kurz bevor sie das Gebäude betreten wollen, kommt ihnen ein Dorfbewohner zuvor, wirft einen mürrischen Blick auf Herneith und gesellt sich ins Haus. Nun treten auch Herneith und ihr Führer ein: Doch sobald sie den Raum betreten, sind augenblicklich die Gedanken der Anwesenden (auch der Verliebten und Gebundenen) gelöscht. Und es ist, als würde sich jeder von ihnen nur noch überlegen, wie er Herneith am meisten imponieren könne. Viel unheimlicher ist es aber, dass

Herneith ahnt, dass es nicht nur an ihrer Fremdheit liege, sondern noch etwas anderes von ihr auszugehen scheint, das paralysierend wirkt. Ist es ihre Schönheit?

Sich umsehend, erfasst Herneith mit dem ersten Blick ein Dutzend sie anstarrende Dorfbewohner. Nach und nach erscheinen ihr im trüben Licht des Raumes weitere Menschen, sodass es letztlich etwa zwanzig Personen gewesen sein werden. Ihnen gemein ist, dass sie allesamt augenblicklich in ihren Taten und Unterredungen innehielten und sie anstarren – einige von ihnen sogar mit offenem Mund, so als haben sie nie zuvor einen fremden Menschen gesehen. In der Tat mag es eine Vermischung beider Umstände gewesen sein: Herneith ist unbeschreiblich, für manche sogar unfassbar schön. Andererseits ließen Lage des Dorfes und Verhalten seiner Einwohner darauf schließen, dass nur selten Besucher eintreffen.

HERNEITH (nach einigen Sekunden höflich zur sie anstarrenden Gesellschaft)

Meinen Gruß an die Versammlung!
So bitt' ich euch, der Fremdheit wegen,
mich nicht als Fremde wahrzuheißen,
da ich, Herneith, die bei euch zu Gast,
keinerlei infame Absicht trage.

MANN (erhebt sich; zu allen sprechend)

Recht so! Unserem Dorf war nie zu eigen,
den Durst nach Neugier bloß zu stillen!
Schaut in jedes Wasser, jeden Spiegel,
und erkennt zur Absicht, dass Friede
Euch willkommen heißt!
[er geht auf Herneith zu, Dirascaras tritt zur Seite]
Willkommen, Herneith, in unserer Runde,
verstehet und vergnüget Euch.
Mich nennt man Reginald,
bin Gastwirt hier, und innerlich
ein Feind des Unmuts, der Gier zur Schau.
Trage mein Wissen über weites Land,
nehmt es mit der Namensbande
nicht zu genau ..., darum verzeiht'!

ANDERER MANN (sich ins Gespräch mischend; streckt Herneith zum Gruß die Hand entgegen)

Und ich bin Masch, Fischer hier im Ort.
Auch ich begrüße Euch
mit der Lippen Wallung aller hier:
Willkommen – ob nur zur Durchreise
oder länger.
Lasst' uns feiern mit Braten und Gebäck!

FRAU (ebenfalls unterbrechend)

Und mir bleibt wieder keine Ruh'!
[mit zwinkerndem Auge zu Herneith]
Denn backen muss ich's, Karla,
mein Handwerk ist die Konditorei.

Nach und nach treten immer mehr Interessenten um Herneith zusammen und stellen sich vor. Die erste Überwindung scheint gelungen, Geselligkeit stellt sich ein. Herneith ist hochofren und vergisst beinahe ihren Hunger, bis Dirascaras herantritt und ihr einen Teller mit Brot und Käse vorsetzt. Beide setzen sich zu Tisch und essen, während die Dorfbewohner sie umringen.

REGINALD (anwandelnd und verlegen)

Beinahe trauen wir uns nicht,
Euch das Offensichtliche zu fragen:
Es scheint gewagt, die eine Frage,
und kurz gesprochen noch dazu.
Doch direkter Weg stets selig bleibt
und angemessen immerzu:
So sagt uns, ob Euer Wunsch
nach Bleibe stark genug,
das Wanderleben abzuwerfen,
und mit unserer Gruppe
eins zu sein!

HERNEITH (überrascht)

Woher glaubt ihr Leute zu wissen,
was nicht einmal mir bekannt!
Die Eile, mein Eifern bloßzustellen,
den Sinn des Lebenszieles abzuwägen?

MASCH (will eifrig antworten)

Ihr sollt bald lernen und bewundern
die Offenbarung eines alten Glaubens,
uns beseelt, fern zu schauen,
und Geschicke zu bekennen!

KARLA (ergänzt)

Masch, der alte Narr, will Euch sagen,
die Nähe zum Berg Chilon bewirkt uns,
der Besucher Absicht wahrzunehmen,
mehr noch, deren Willen zu beraten!
So sehet uns nicht als mystisches Gefolge,
das Reisende für seine Zwecke greift!
Vielmehr gebrauchen wir die Gabe,
im Hoffnungslosen Zuversicht
reifen zu lassen.

HERNEITH (halb zu sich selbst, halb zur Gesellschaft)

Und – bei Therak – Hoffnung brauch' ich mehr denn je!

DIRASCARAS (einfühlsam)

Welch' Leiden tut Euch in der Seele weh?

HERNEITH (unbeholfen und zögernd)

Ein Schmerz, sehr wohl. Doch unbestimmt
ist die Macht in ihm:
Stößt er tiefer oder endet sein Geschehen?
Ihm zu entkommen, gilt mir die Flucht.

MASCH (mit erhellenden Worten)

So rastlos Euer Bedauern ist,
es scheint, als rastete Euer Leben kaum!
Das Heil der Tage wirkt unwirklich,
wie ein Traum so missverständlich.

HERNEITH (will kein Almosen empfangen)

Ein Obdach für der Klage Unterpfand?
Lieber will ich im Walde heimen!

REGINALD (bittend)

Kalt ist's dort,
Gefahr vor Tieren! Nächtigt nicht
im leeren Wald!
So wollt' Ihr denn
kein Almosen wissen – gut.
Doch offen gebt Euch und erhaltet
das Angebot für Unterkunft
und Arbeit.
Vergönnt' bleibt Euch, es
nicht länger Almosen zu schimpfen,
um Euren Gram zu ordnen.
Findet den Weg zur Selbstbestimmung
zurück und entbindet Euch
von privatem Missfallen!
So sagt zu!

MASCH (begeistert)

Ja, sagt' zu!

DIRASCARAS (wird von Herneith mit nachdenklichen Blicken angeschaut; er

neigt den Kopf ihr entgegen)
So innig das Leben sein kann,
so klar kann sich die Wahl Euch zeigen:
Euer Entscheiden hierzubleiben,
wird Euch nicht fort denn näher
zu einem neuen Leben führen.

HERNEITH (nachdenklich und fast überzeugt; zu allen sprechend)

Was sollt' ich hier zustande bringen?
Eine Dorfgemeinschaft wie die eure
scheint bereits alles zu haben;
scheint an Arbeit, wie ich bezeuge,
genug zu kennen und zurechtzukommen.
Was kann ich euch schon nützlich sein?
Ein Förster? –
Kaum! Zu schwach gebaut!

Akt I – Szene 5

Oder gar ein Schusterlein?
Im Weh, ein Pelzer ...

REGINALD (unterbrechend)

Wartet' – das ist's!
Ein Schneider fehlt!
Für wahr, wir haben eine Spinnerin,
die spinnt und webt
den ganzen Tag.

KARLA (im Scherz gemeint; lachend)

Nur nähen kann sie keinen Deut,
so sehr sie es auch wollt' und mag!

SPINNERIN (sitzt in der Runde; gram)

Ach, schweig'!

HERNEITH (zuversichtlich)

Nun, nähen kann ich schon ein wenig,
versuchen wollt' ich's gern!

DIRASCARAS (spöttisch)

Habt' keine Angst.
Selbst bescheidene Schneider-Künste liegen fern
unserer Spinnerin Können!
[die Gruppe lacht]

Szene 6

Ein wenig verweilt Herneith noch bei der Dorfgemeinschaft und beendet ihr Frühstück. Wie sie zu Beginn des Tages nicht vermutet hatte, sagt sie kurz entschlossen zu, die Aufgabe der Schneiderin in diesem Ort zu übernehmen. Noch unwissend, welche Fertigkeiten sie genau aufbringen muss, lässt sie sich von Dirascaras durchs Dorf begleiten.

DIRASCARAS (spricht müßig)

Mich dünkt, diese Art in Furcht zu leben,
ist stiller als so manche Wüste.
Es gleicht der Ungewissheit, es zu nennen
oder Tat, die ich verbüßt oder sonst jemand.

Im Argwohn scheint Euer Leben fällig,
dämmernd und von Ruhe durchwirkt;
als sey Eure Zukunft wie das Muster
eines Teppichs, das verschleiert die Zeichen.
So glaube ich, Euer leidenvolles Leben,
so wenig ich es auch kenne,
einander herzt und forscht,
in einem immerguten Wechsel.

HERNEITH (erst schweigend im Gehen, dann entlastend)

Eurer Zuversicht
ich gerne folgen mag.
Ich höre Worte ohne Schmerz
und ohne Zwang.
Selig der, dem trotz größter Sorge
ein Neubeginn, ein Vergessen!,
ohne bösen Ruf gelingt.
Noch bin ich erst wenige Stunden
hier – und sehe doch
ein Heim in diesem Tal.
Froh und bunt ist die Welt
um mich geworden, wenngleich
sie zurzeit im Nebel liegt.
Vergessen wollte ich
so schnell als möglich,
aus Angst vor der Vergangenheit:
Die Nacht in Träumen,
der Tag in Gedanken,
und verdrießlich aller Versuch
zur Liebe.
Wennschon ich meine Zukunft
weder kenne, noch kennen wollte,
motiviert mich der Versuch,
mich vom grauen Hier abzukehren.
Euch, Dirascaras, als neuen Freund,
ist mein vergangenes Leben

unbekannt.
Nicht kürzer könnte ich es sagen.
Zu wahn' mein Schaudern,
mein einziges Sorgen,
bleibt ungenannt der Schuldige.
So bitte ich Euch – gebt mir Zeit;
ich will bedeuten und verrichten,
dem Dorfe treu und sinnvoll sein,
aus Dankbarkeit von allem Prestige
absehen.
Denn wie ein Zahnrad im System,
fällt es, wenn es denn wirkt und dreht,
weder auf, noch ist's besonders.
Und nie könnt' es sich aus Eitelkeit
verraten.

DIRASCARAS (beschwichtigend)

Mit diesen Worten seid Ihr rechtens,
Chilons Segen sich verzückt!
Zusammen sind
der Tüchtige und der Glaubende
frei im Tun, und nicht von Sinnen!

Sie kommen nach wenigen Minuten an ein im Schatten mehrerer großer Bäume gelegenes Haus, das in Front des beginnenden Forstes steht. Ähnlich wie die anderen Häuser ist es vollständig aus Holz gebaut, wobei es nur eine Tür gibt. Das Dach wurde mit Stroh gedeckt; ein paar Äste der darüber hängenden Baumwipfel liegen auf. Neben dem Haus gibt es einen Garten, in dem nur eine einzige Pflanzenart zu wachsen scheint: Ihr dünner gelblicher Stiel reicht mannshoch und trägt am Kopf eine rosa-farbene Blüte. Auch Bienen der zuvor am Gemeinschaftshaus beobachteten Bienenkörbe umschwirren die Pflanzen. Herneith ist entzückt von der Schönheit des Ortes. Beide treten ein.



Abbildung: Die Hütte des Seilers.

Das Zimmer ist mit Kerzen ausgeleuchtet, obwohl durch das Fenster genug Licht eintritt. Der Raum ist zweigeteilt, auf der linken Seite wartet bereits ein Mann auf sie.

MANN (ungeduldig)

Endlich! Wie freut es mich,
den hochverehrten Neuzugang
in meinem Hause zu begrüßen!

HERNEITH (erfreut und dankbar)

Ich sah Euch nicht beim großen Treffen,
drum erlaubt mir,
mich Euch vorzustellen!

MANN (dazwischensprechend)

Gar nicht von Notwendigkeit!
Vorhin, da stand ich verborgen
für Eure jungen Augen. –
Ohn'hin ist nicht schad,
einen Greis wie mich zu übersehen!
So kennt Ihr allein
meinen Namen nicht:
Ich heiße Kritio, bin Seiler.
Garn und Seile mache ich,
flechte und verknote Netze,
flicke und färbe Stoffe.
Da Ihr uns nun als Schneiderin
willig beiseite steht,
hoffe ich auf gutes Zuspiel,
will gesellig und gelehrig sein.

HERNEITH (bedacht)

Das hoffe auch ich, und meine,
das Werken in vier Händen
sey doppelt so sehr von Erfolg
gekrönt.

DIRASCARAS (in Eile)

Auf bald, ihr beiden!
Herneith, wir sehen uns
beim Abendmahl.
Bis dahin, und in Gedanken!

Zunächst sieht sich Herneith in der Behausung um; Kritio, der Seiler, lässt sie zu keiner Sekunde aus den Augen. In aller Ruhe betrachtet sie die Zimmer, schaut wortlos in jede Ecke. Sie ist sich als Neuling dessen bewusst, in die gewohnte Umgebung eines Alteingesessenen einzudringen, ahnt jedoch nicht, für Kritio eine willkommene Abwechslung zu bedeuten.

HERNEITH (betritt den hinteren Teil des Hauses)

Ein Bett! Da schaut nur her!
Was zwingt den steigenden Mond

sich zu bekennen und beschämt
sich umzukehren, aufzuhellen
wie Kinderaugen und
vom Wonneblitz vergrämt,
zur Erde bald zurückzutaumeln,
auf dass der Träumer in seinem Schlaf,
erregt vom schönsten Traum,
im bequemsten Bette,
der Nacht die Ehrerbietung
darreicht!

KRITIO (schlägt ein)

Nutzet nur, was Euch gefällt!
Es steht ja doch nur leer.
Ruhet ungestört, vom Genusse
beflügelt denn von Sorgen erdrückt.

HERNEITH (besorgt)

Und wo schlaft Ihr des Nachts?
Außerhalb im eigenen Haus?

KRITIO

Ganz recht! Sonst käme ich der Arbeit wegen
kaum noch aus der Werkstatt raus!

HERNEITH

Nun gut. Und womit soll ich arbeiten?
Man sagte mir, es gäbe recht viel
an unverschnittenem Gewebe.
Ein paar Ballen gar?
Und dünnes Leder? Nadeln?
Ich bin nämlich gleich
dem pilgernden Gemüt:
Ohne Glauben bin ich nichts!
So will ich nutzen Zwirn und Nadel,
um im Tageslichte auszuwählen
meine Farben
und das es zusammenzunähen gilt.

Dann – Stich ein, Stich aus –
rasch genäht, wenn ich bestehe.

KRITIO (ermutigt)

Dann führ' ich Euch nun an
zum Speicher, dort findet Ihr
Euer Handwerkszeug.
Ich selbst arbeite ja
an Seilen nur, daher wächst
die Geißel, der ich mich beuge,
im Garten hinterm Haus.

HERNEITH (interessiert)

Ein Hanf? Ein Farn?

KRITIO

Nein, sein Äußeres ist
der Gerste nicht unähnlich.
Doch wächst der Strunken
nur hier im Tale.
Und wollt' ich Seile
derer viele flechten,
es wäre mir eine unendliche
Not.
Anders als Euer Rohstoff,
der Schafe weicher Hautbewuchs,
komm' ich aus mit wenig Bündeln,
es muss ja einen Vorzug geben!

Sie betreten den Speicher des Hauses und Kritio entzündet eine Kerze. Es riecht muffig in dem dunklen Gewölbe und viele der hier lagernden Stoffballen scheinen halb zerfallen. Durch ein dreckiges Fenster fällt schummriges Licht auf einen Stapel Stoffe dunkelblauer Farbe, der Herneiths Aufmerksamkeit erregt. Sie nimmt ihn vom Stapel und verlässt – noch immer erstaunt über die Reichhaltigkeit und Menge des eingelieferten Materials – das Depot.

Zurückgekehrt in die helle Werkstatt breitet sie den Stoff aus und zerschneidet ihn mit einer Schere, die sie schon zuvor auf dem Tisch liegen sah. Kritio überlässt Herneith in ihrem Eifer ihrer Arbeit und wendet sich eigenen Tätigkeiten zu.

Szene 7

Herneith ist konzentriert bei der Arbeit. Ohne Trödelei folgt sie ihrer kreativen Intuition, um ein Kleidungsstück aus dem blauen Stoff zu schneiden. Was es werden wird, kann sie selbst nicht voraussagen. Derweil ist sie in ein Gespräch mit sich selbst vertieft.

HERNEITH (vor sich hinflüsternd)

Und nutze ich nicht jenen Widerwillen,
der mir seit Geburt gegeben ist?
Bin ich zögernd, weil die Angst
mich steuert?
Wie artig oder ungehorsam
sich mein Benehmen auch entflehnt –
so ist mir unzweifelhaft, dass sich
jede Erinnerung nach Ordnung,
nach Entelechie sehnt.
Aus ihrer Brust heraus
drang mein Gemüt,
ruhig und von fehlendem Wehmut,
ans immerschöne Tageslicht.
Es ist die eine, mich bestimmende
Frage, die mir ohnehin
vor Augen schwebt:
Sie gleicht Wahnsinn, gleicht Verblassung,
und in mir bebender Angst.
Denn wie ich mich erinnern kann:
so frage ich, ob's überhaupt geschehen!
Wie war ich unfähig vor auszusehen,
meine schwarzen Jahre?
Ist verständlich, warum ich so tat?
Ist verwerflich dieser Mord?
War er der Grund für meine Flucht?
Und die Ankunft in diesem Dorf?
Soll ich – im weiteren Fragenschwall –
meinem Schicksal mich unterwerfen?
Kann ich wählen? –

Oder wählt jemand für mich?
Werde ich mich je Freigeist nennen dürfen?
Ich habe gesehen, was Tausend sehen,
die Mörder wie auch die Ermordeten.
Der Henker mordet die Mörder.
Doch wer mordet den Henker?
Ich schaue die Angst, ich sehe die Wut,
ich sehe die berechnete Verzweiflung,
wenn das Messer sticht
oder der Knüppel schlägt.
Wenn die Hände würgen
oder Gift vermischen.
Ich sehe beide Seiten, sehe beide Gründe,
wenn der Opfer Leben
allein verlöschen.
Ich bin bereit, mir Taten zu verzeihen.
Doch welcher Gott verzeiht sie mir?
Bin ich ewig ein Unbestrafter?

SAPHIRANSHERIL (spricht als ihr Gewissen)

Seit den alten Tagen, die ich bei dir
verloren und vergessen bin,
erscheine ich dir nun gelegentlich,
bin der Spiegel deiner Fehler.
In dir sehe ich, woraus ich bestehe:
Kann man mich den Zweifel nennen?
Ist es wirklich Zweifel, der dich leitet?,
oder etwas, das selbst wir beide
noch nicht kennen?

HERNEITH (spricht lauter und wirkt wie von Sinnen)

Falsch habe ich getan
und Schuld ist das Richtige für mich.
Ob Zweifel oder Furcht im Wesen:
davon unberührt
bleiben meine Taten.

SAPHIRANSHERIL

Ich, der als dein Gewissen,
die Bürgschaft deines Geistes thront,
sieht herum und erkennt die Freiheit,
die dich für einen Mord entlohnt!
Ich mag nicht sagen, dass es richtig ist,
denn richtig ist ein anderer Weg.
Nur klage ich, dass dich in deinen
Träumen viel zu selten Reue sucht.

HERNEITH (entsetzt)

In meinen Träumen soll ich
auch noch leiden?
Soll bekennen? Tränen weinen?;
Was mir geschehen, mich vollendet?
Ertragen die Meinung
bekannter Menschen?

SAPHIRANSHERIL (richtend)

Es ist die dir zugedachte Strafe;
die ein jeder Mörder zu erwarten hat,
die dich bis ans Lebensende
erinnern lässt.

HERNEITH (beschämt)

Demütig neige ich mein Haupt;
akzeptiere diese Strafe;
klage kein weiteres Wort;
wünsche nur, vergessen zu werden,
vielleicht neu aufzublühen?
Habe ich kein Recht dazu?
Das Recht auf eine zweite Chance?
Wenn mir die Götter diese
nicht zugestehen wollen,
wie steht es dann
mit dem Gleichgewicht der Welt?
Bevor ich in eine Starre falle,

Akt I – Szene 7

und mein Lebtag lang
kein Wort mehr zu sprechen wage,
möchte ich Strafminderung im Versuch,
dem ich hoffnungsvoll entgegenschau.
Bevor man bittet, das weiß ich wohl,
zeigt man sich unterwürfig und bescheiden.
Bei Yptu – ich flehe nicht um meinetwillen:
sich für ein Urteil zu entscheiden,
das mich erhält
oder von allen quälenden Erinnerungen
zu befreien.
So genauer ich es weiß,
als vor dem Beten um Demut auszuscreien,
dass die Götter nicht mit Gebeten
für das eigene Wohl zu belasten sind.
Für eines anderen Schutz zu beten,
das ist dagegen edel und richtig,
und es sollte ferner
der einzige Wunsch
eines ernst gemeinten Gebetes sein.
Dagegen für mich selbst zu betteln,
das ist unaufrichtig und albern.
So, Yptu, freie meinen Geist.
Heiße mich dort willkommen,
wo ich ungefährdet und unaufhörlich
respektiert und unvoreingenommen
dem Schwur zu festigen erhaben bin,
im Beisein meiner aller Sinne
dies zu geben:
Niemals wieder einen Menschen zu verletzen
oder es riskieren, mit ihm zu leben.

Szene 8

Viele Stunden sind seit diesem Dialog mit ihrem eigenen Gewissen vergangen und haben sie vor wahrerfüllten Gedanken bewahrt. Die Festlegung eines bestimmten Eides hilft Herneith, sich in der neuen Umgebung und diesem neuen Leben zu-

rechtzufinden; er hilft ihr zu verstehen, was mit ihrem vorherigen Gefährten passiert ist; er hilft beim Überwinden der Trauer.

Derweil hat sie eine Schürze mit eingeschnittenen Rändern hergestellt; eine Arbeit, für die andere mehrere Tage gebraucht hätten. Umso erstaunter schaut Herneith auf diese Schürze und ist selbst über ihre fortschrittliche Arbeit erstaunt. Kurz darauf klopft jemand an ihrer Tür; es ist Dirascaras, der sie zum Abendessen im gemeinsamen Dorfhaus abholen will. Herneith hat die neue Schürze umgelegt und tritt zu ihm heraus. Sie gehen zum Gemeinschaftshaus.

Mit klopfendem Herzen betritt Herneith das Dorfhaus und erwartet, wie beim ersten Male angestarrt zu werden. Doch als sie den Raum betritt, drehen sich nur drei Köpfe nach ihr ... und wieder fort. Im Kerzenschein legt sie behutsam ihre Kapuze zurück und öffnet den Mantel. Noch bevor ihr ein Platz angeboten werden kann, kommt ein Kind aus der Dunkelheit auf sie zu und bleibt vor ihr stehen: Das Mädchen bewundert ganz offenkundig die Schürze, die zum Teil unter dem Mantel zum Vorschein kommt, und wie selbstverständlich knotet sie sich Herneith ab und reicht sie dem Kinde hin:

HERNEITH (mit beruhigenden Worten)

Die ist für dich, Kind!

KIND (greift mit staunenden und dankbaren Augen danach)

Oh, wie schön die ist!

Hast du die für mich gemacht?

STIMME AUS DEM HINTERGRUND

Und erinnere dich, Kind,
dass eine jede Gabe
mit ehrlichem Dank bedacht werden soll!

HERNEITH (zum Kind sprechend)

Dank gebührt mir nicht zuweilen;
stattdessen sey Dank gesprochen,
mich bei euch im Dorf zu lassen!

STIMMEN AUS DEM HINTERGRUND

Wie bescheiden sie ist! Wie bescheiden ...

HERNEITH (abermals nur zum Kind)
Bescheiden ist, sein Dasein zu verleben,
ohne zu Nehmen.
Wobei gar nicht wichtig scheint,
ob man mit Nehmen
vielleicht nur Geben meint. –
Verstehst du das, Kind?

KIND (stolz und ehrfürchtig)
Ja. Und mein Name ist Anatu.

HERNEITH (streichelt ihr das Haar)
Sodenn, Anatu,
führe mich an deinen Tisch.
Da will ich mich
an deine Seite setzen,
dir meinen Namen sagen.

Das Mädchen greift ihre Hand und führt sie durch den Raum. Dirascaras folgt ihr ein Stück und setzt sich dann alleine an einem Tisch nieder, an dem sein aufgeschlagenes Schreibbuch liegt. Er trinkt einen Schluck aus einer Flasche und schaut ihr nach. Anatu und Herneith erreichen einen Tisch, daran sitzt bereits ein altes Mütterchen, das ihr Anatu als ihre Großmutter vorstellt. Herneith und das Kind setzen sich dazu.

ALTE (zu Herneith)
Das Kind verdient die gute Tat,
und Euch gebührt mein Dank.

HERNEITH (erwidernd)
Ich verstehe und besinne leidig,
zum Gruß heb' ich den Trank!
[sie hebt einen Becher und trinkt]

DREI MÄNNER (gleichzeitig rufend, sich vom Nachbartisch vorbeugend)
Tannicht!

HERNEITH (überrascht und unwissend)
Wie ...?

ALTE (erklärend)

Von einer alten Sage sprechen sie;
sie allein wiederzugeben
Mut abverlangt.
Wenn Ihr wünscht', finde ich den Mut.
[Herneith nickt und die Frau beginnt]
Im Walde ward vor langer Zeit
ein sich liebendes Paar ermordet,
und fortan schwebte durch der Bäume Welt
ihr Geist.
Ruhelos und frei von Zweifel
schreit er auf, besetzt die Seelen derer,
die sie einst ermordeten,
um sie ohne Unterlass zu peinigen.
Den Fluch gesprochen und wohl bemerkt,
grassiert seither die Angst durch alle Lande:
Wer immer sich der Hütte nähert,
den befele dieser Fluch –
und damit der Tod.

HERNEITH

Ah! So glauben sie, dass nur der
ein richtiger Mann sich nennen dürfe,
den der finstere Wald
– der Tannicht –
zu betreten reizt!

ALTE (ermahnend)

Spottet nicht, Herneith,
ein gutes Ende gibt es nicht.
Zu behende ist die Wahl des Einen.
Die Schuppen schwarz, matt wie Lakritze,
und weißgelb brennt das Feuer
auf der Haut:
Ein Narr ist der, der aus bloßer Angst
Erfahrung mit Demütigung verwechselt!
So muss es ein Mann sein;

und ein Mann wird sterben,
auf den werden Zapfen regnen
und Fichtennadeln sammeln sich
in seinem leblosen Haar.
Ein gelber Teppich werden
die verblassten Nadeln auf ihm sein,
und sein Ende wird
an diesem Tag besiegelt.
So hütet Euch, liebe Herneith,
Euren Ratschluss früh zu beenden,
und Euch in Eile, unbesonnen,
zuzuwenden dem nächsten Abenteuer.

Doch gespenstisch wird es erst, als die Kerzenflamme auf dem Tisch ganz ohne Grund verlischt, und das Gesicht der alten Frau ins Dunkel fällt. Herneith denkt sich dabei nichts weiter und wendet sich wieder Anatu zu:

HERNEITH (zu Anatu)

Nun will ich weiter,
ihm dort gesellig sein.
[sie zeigt auf Dirascaras]
und wünsche dir
einen schönen Abend immerfort.
Wann du mich auch aufsuchen willst,
wirst du einen Freund finden.

Herneith begibt sich mit ihrem Trinkbecher an Dirascaras' Tisch und setzt sich ihm gegenüber.

HERNEITH (durchatmend und sich beruhigend)

Ich begrüße, was ich erfahre,
wie mir vertraut begegnet wird:
Freundschaft sehe ich,
Liebe und Armut aller Größen.
Und glaubt ich ewig nicht,
mich frei zu bitten –
lösen wollt' ich die Schuld
in eurem Dorfe!

DIRASCARAS

Armut hält die Menschen beim Zweifeln!
Und Reichtum würde bloß
Bescheidenheit entflammen.
Das aber sey nicht als Geiz bezeichnet
sondern schürte nur den Argwohn.
Und wer wollte das!

Herneith stimmt nickend zu. Sie bemerkt zudem seine von Tinte verschmierten Finger – ein Merkmal jeden Schreibers – und erinnert sich an seinen Liebeskummer.

HERNEITH (einfühlsam)

Habt Ihr schon erfahren können,
wie Ihr zum Liebesglücke steht?
Oder ob Ihr,
flehend um der Götter Gnaden,
mit kalten Händen weiterschreibt!

DIRASCARAS (verzweifelt und entmutigt)

Von furchtlosem Gemüt bin ich,
von Auffassung über schlechtes Geben:
Und wollt' ich auch zum König werden –
so lebte ich wie ein Gemeiner.
Es ist mir Privileg,
als Dichter wilder Zeitenkunde,
mich an jenen Boten auszulassen,
die ergeben
und in verrauchter Heiserkeit
nicht wohl erfassen
den Sinn in Klugheit:
Dass es ein Minderwert,
eine grobe Schwäche genennet sollt',
wenn Weigerung und Amnesie
von trügerischem Hinterhalt,
von Milde, den Durst der Zeiten
überwinden werden,

bis Federn brennen,
Ziegen blöken,
Narren sich vermehren.
Und in Zukunft
bis in alle Zeiten gären:
der rauen Menschen Unsinnigkeiten.
Nicht mehr fühle ich beim Träumen,
das Tor steht offen, flach zu Erden,
und es entzieht sich mir zu wandeln
in einen irren Liebesgeist.
Ich will lieben, will begreifen,
was Furcht und Unzucht in sich haben.
Weshalb so mancher Tor im Frust
sich daran zu laben sehnt.
Alles, was ich jemals wollte,
ist das süße Fluidum,
das sich Seele nennt,
und sie von Kopf bis Fuß umgibt.

HERNEITH (fühlt seine Trauer)

So liebt Ihr sie wegen ihres Körpers?
Ihrer Herrlichkeit und Lust?
Erzählet mir, dass dies Euer Antrieb,
sehnsüchtig Ihr verdammen müsst!
Denket nur, dass falsch der Anlass,
sich zur Liebschaft zu bekennen:
Wollte bald ein jeder Träumer
das Liebchen seine eigene nennen!

DIRASCARAS (berichtigend)

Nein, das ist fürwahr nicht mein Wesen,
und werde ich mir ferner schwören,
dass wenn Lust mich sie zu lieben regte,
wollte ich eher zerstören
mein gelittenes Herz!
Doch soll sie gewahrt
und wohl gehalten werden,

dass niemand sie vor mir beehrt.
Die Wahllosigkeit, wie manche glauben,
ist von Hohn und Spott bedingt:
Will aber niemand erkennen,
dass alles Leben
sich eigener Gott ist!
... Sich selbst erschafft,
sich selbst verengt,
willenlos die Güte zeigt,
dass es unter so vielen Malen
zu einem Ziel nur
hin sich neigt:
Ihr zu dienen – Duathor,
in Demut, Achtung und Gewissheit:
So will sie mir sagen,
dass ich aus Treue ansichtslos gelange
in ihr Reich – ihre Liebe.

HERNEITH

Duathor – Ist das ihr Name?
Sagt: lebt sie hier im Dorfe!

DIRASCARAS

Geboren in einem anderen Dorf,
lebt sie dort seit vielen Jahren,
ist von unerkannter Größe,
und wollte ich nur mehr erfahren,
gereichte mir zu Diebes Lasten,
den Würden ihrer Scham zu heben,
beschwingten Schrittes anzufahren,
die Bekanntschaft mit ihr aufzugeben.
Denn nur den Mutigen treibt voran,
wovon ich, ein Schreiber,
zu schreiben weiß,
dass Glück nach Mut erst kommt.

HERNEITH

Und mutig seht Ihr Euch nicht?
Seid Ihr nicht Verfasser ungestümer Werke?
Ist nicht gleich dem Wort die Tat?,
Selbst wenn Ihr fürchtet!

DIRASCARAS

Heiß wallt der Wüterich der Entnervung in mir
und unbesonnen ist mein Gebaren.
Erfüllt bin ich von der moralischen Genugtuung,
beständig und unaufhaltbar das Richtige zu tun.
Das muss es sein – das ist mein Fluch!

HERNEITH

Fluch will mir doch vieles heißen,
nichts davon ist unüberwindbar.
Die Furcht fesselt und lähmt,
doch sollte sie schrecken und treiben.
So glaubt Ihr einen Fluch zu manteln,
doch ist der Fluch sein eigener Feind.
Wisset, dass ich weiß, wovon ich rede.
Derweil, was bleibt zu sagen?,
scheint mir Euer Weg nicht minder schwer
als das Satteln eines Pferdes
die Aufgabe eines Knechtes ist:
Weit fortgeschritten Eure Liebe
und Vermessenheit,
und unverwunschen, was Ihr glaubt.
Seht Euch nicht
am Ende eines Weges!

DIRASCARAS

... denn am Anfang?
Das zu glauben, bedarf Gewöhnung.
Gehe ich heim,
dieser Idee mich zu unterwerfen?

Akt I – Szene 8

Ich will. Ich muss.
[senkt den Kopf und wird still]

HERNEITH

Und wenn wir zu anderer Stunde
Euren Qualen weiter folgen?
Dann ist auch mein Herz geöffnet
für Euer Sorgen.

Dirascaras sieht Herneith skeptisch in die Augen und findet eine entscheidende Gewissheit:

DIRASCARAS (wieder selbstbewusst)

Ich brauche keine Freunde,
die mehr verbergen, als sie zugeben.
Doch Euren Beistand, Herneith, nehme ich gern.
Und habe ich auch nicht erkannt,
wie Gutmut und Milde einander necken,
so will ich mich zu erkennen mühen,
dass in beiden viel größere Werte stecken!

Szene 9

Herneith und Dirascaras haben sich voneinander verabschiedet. Von erstem Gefühl und kummervollen Erinnerungen umgeben, kehrt sie in Kritios Haus zurück und begibt sich zu Bett.

Am nächsten Morgen, noch vor dem Waschen des Gesichts, legt sie sich Flickzeug zurecht und arbeitet an der Wiederherstellung ihrer im Wald beschädigten Kleidung. Dabei wird sie mit jedem Nadelstich an die Flucht vor Venig, sogar an Venig selbst, erinnert. Zu ihrem Verwundern kann sie sich an Venigs Gesicht noch gut erinnern; ja, es erschien ihr sogar im Traum während der letzten Nacht. Gegen Mittag kommt Kritio in die Stube und begrüßt sie herzlich.

KRITIO (nimmt zwei rote Äpfel aus der Tasche und legt sie vor ihr auf den Tisch)
Habt Ihr Hunger, Herneith?

Beide sehen sich einen Moment wortlos an. Der grauhaarige Mann erweckt den Eindruck, er habe ein langes und wechselhaftes Leben hinter sich, dem die Aufga-

be im Dorf die letzte Station bedeutet. Er streicht sich mit müden Augen durch Barthaar und Gesicht.

HERNEITH (legt ihre Näharbeit beiseite)

Setzt Euch doch
und erzählt von Euren Wegen.

KRITIO

Mein Leben! Das war lang,
und lässt sich kaum in zwei weiteren
zusammenfassen. Aber Erinnerungen
neigen dazu, die Geschichte
zugunsten des Zuhörenden
zu verkürzen.

Es ist auch nicht wichtig – mein Leben.
Weder zu Eurer Unterhaltung
noch zu meiner.

Was Ihr fragen wollt, das weiß ich
dagegen schon. Es ist der Antrieb des Mitleids,
der Euch unbesonnen fragen lässt.
Und obschon Ihr ebenso viel Unglück
gesehen haben mögt,
wiegt es meines nicht auf.

HERNEITH

Ihr sprecht, als bedürfe es Gehör,
Euer lange fortgetragenes Ansinnen
zu lindern. Sind denn alle im Dorf
von Kummer verfolgt?
Dann, gewiss, gehöre ich hierher!

KRITIO

Schwere Zeiten liegen hinter uns,
Herneith, schwerer noch, als wir
sie in der Zukunft sehen wollen.
Recht habt Ihr in der Erkenntnis,
dass Kummer allgegenwärtig ist.

In diesem Dorf
wie auch auf dem Berge.

HERNEITH

Dem Berg?

KRITIO

Dort haust der Einsiedler,
umringt von der Gesellschaft
gewollter Einöde.
Wenn jemand Mitleid verdient,
dann er vor mir.

HERNEITH

Verzeiht, wenn es so ausgesehen hat, als ...

KRITIO

Lasst die tröstenden Worte sein, Kind.
Dem nicht zu helfen ist, der soll nicht
Unglück fruchten, wo zuvor keines war.
Mir selbst tut Gutes durch Ehrlichkeit –
ein Gut, so selten wie eine vergrabene
Schatztruhe. Meine ich jedenfalls.

HERNEITH

Und wer ist der Einsiedler?
Wenn Ihr ihn schon nennt, dann fahrt fort!

KRITIO

Ein alter Mann, älter noch als ich.
Grauer als ich, faltiger als ich,
gebrechlicher als ich ...

HERNEITH (*unterbrechend*)

Kritio?

KRITIO

Ich wollte sagen:
Dort lebt er seit Jahren,
verborgen zwischen der Felsen Nischen.

Akt I – Szene 9

Wer kann schon sagen,
ob man seine Heimstätte jemals wiederfinden wird?
Da sitzt er tagein-tagaus und betet.

HERNEITH

Zu Chilon, dem Gott des Berges!

KRITIO

Ganz recht. Er bittet um Vergebung
und Vergessen für eine Erfahrung,
die ihm kaum jemand nachvollziehen kann.
Auf dem Berg lebt er zurückgezogen,
weil er Zeuge ward
vom Tode seiner Frau.
Ist das nicht schrecklich?!

Herneith hat seinen letzten Satz nicht verstanden, nicht zugehört. In dem Moment, da sie vom Schicksal des Einsiedlers erfahren hat, fasst sie die Absicht, ihn aufzusuchen und zu lernen, wie man mit so einem Schicksal umgehen kann. Denn wie er, hat auch Herneith ehemals mit ansehen müssen, wie ihr Mann die letzten Sekunden verlebte.

Akt II

Szene 1

Am folgenden Morgen ist Herneith ernster als sonst gemitt. Sie greift sich eine Umhängetasche und den Mantel, geht vor das Haus und schweift wehmütig zum Berggipfel. Konzentrierte Blicke sind ernste Blicke.

Sie geht ein Stück des Weges, stets bedenkend, welchen Pfad sie am besten in Richtung Gipfel einschlagen soll. Steil sind die Felswände, und nur wenige Steige führen aus dem Tal. Da plötzlich fällt ihr ein, dass es ihr an Verpflegung mangelt, sodass sie von einem nahen Apfelbaum die am Boden liegenden Früchte sammelt. Wohl wissend, dass sie von den neugierigen Blicken ihrer neuen Nachbarn beäugt wird, bemüht sie sich um Abstand und vermeidet jede Nähe, um nicht in ein erklärendes Gespräch verwickelt zu werden.

Akt II – Szene 1

Da sieht die gute Herneith am Rand des Dorfes eine Frau, die treibt drei Kühe vor sich her. Das wallende Kleid festhaltend, eilt Herneith auf sie zu und bleibt vor der verschreckten Rinderhirtin stehen. Die Frau ist etwa so alt wie ihr Gegenüber, trägt ein lindgrünes Kleid, eine rote Schürze, eine weiße Bluse und eine braune, vor der Brust verschnürte Weste. Das Haar verbirgt sie unter einem weinroten Kopftuch.

HERNEITH (außer Atem)

Ich ... – sah ich Euch nicht
bei der großen Versammlung?
[die Hirtin nickt schüchtern]
Dann muss ich Euch
meinen Namen nicht nennen?

HIRTIN (lächelt glücklich; schüttelt den Kopf)

Wohl verdient Ihr zu wissen
den Namen derjenigen, die Ihr anzuhalten
Euch bemüht. Er lautet Uhl.

HERNEITH

Seid begrüßt! Sagt –
Kennt Ihr den Weg zum Berg?

UHL (erstaunt)

Seht nur hin!
Er ist genau vor Euch!

HERNEITH (in Umschweifungen)

Dann mag ich mich anders ausdrücken:
Zum Einsiedler –
dort will ich hin.

UHL

So, so, der Einsiedler!
[tritt einen Schritt zurück und nimmt das Vieh straffer am Seil]
Sagt mir: Welches Anliegen
treibt Euch hinauf zum Gipfel,
so Ihr ihn überhaupt finden werdet?
Ist es die rechte Zeit dafür?

HERNEITH

Zeit, die ich gebrauche, um ihr,
der Angewohnheit willen,
in jeder Weise mit Ebenmut
beizukommen.
Was sich mir auf dem Berge zeigt,
könnte den Verlauf meines Lebens
wandeln.

UHL

Wie gewiss seid Ihr Euch,
dass Ihr nicht den Berg,
bloß die Ferne sucht!
Als Hirtin treibe ich das Vieh immerfort
in entlegene Täler. Allein und still
ist es da. Doch nie fehlte es mir
an Sehnsucht nach dem Dorf –
dem, das ich kenne!
Wollt' Ihr wirklich diesem Antrieb folgen?

Herneith nickt und schaut verzweifelt.

UHL

Begleitet mich ein Stück,
zur rechten Gelegenheit weise ich Euch einen
Pfad, der auf einen noch kleineren
führt, der sich nur dann offenbart, achtet
man auf die verbogenen Farnwedel,
die ihn überdecken.

HERNEITH

Und danach?

UHL

Dann führt der Weg ins Nichts,
auf Felsen und blanke Kuppen,
dorthin, wo nie ein Mensch einen
Weg betreten hat.
Auch ich nicht.

HERNEITH

Ich will es wagen,
geht voran!

Beide Frauen begeben sich auf einen schmalen Tritt, der mitten durch den am Berg liegenden Wald führt. Er ist eng und unübersichtlich, steil und mühsam, selbst für das Vieh. Nach einer Weile erreichen sie eine kleine Lichtung, und Uhl treibt die Kühe ins Gestrüpp. Mit einem langen Stock schlägt sie alte Äste von den Ulmen, dass das Vieh ihr Laub fresse.

HERNEITH (steht bei Uhl, bemerkt einige aufgewölbte Felsen, die aus der Erde herausstehen)

Hat auch hier der Sturm gewütet?

UHL (sieht sich belanglos um)

Ah! Da vertrat sich der Schwere die Beine!

Herneith sieht Uhl so verwundert an, dass sie es ihr erklären muss:

UHL

Es gibt einen Mann, der ist,
obwohl er wie ein Mensch aussieht,
aus nur den Göttern verständlichen Gründen
so schwer, dass er in der Erde
versinken würde, sogleich er sie betritt.
Geht er über Holzdielen oder Fliesen von Stein,
bricht er augenblicklich durch
und würde im Boden darunter
verschwinden.
Da nichts sein Gewicht zu halten vermag,
ist er dazu verdammt,
auf einer Kuppe aus Granit zu sitzen.
Das wird ihm hin und wieder müh',
da vertritt er sich die Beine.

HERNEITH

Und dann »bebt« die Erde?!

Akt II – Szene 1

UHL

Ja! – Wie sollte es
sonst denn sein?

Herneith schweigt angesichts der ländlichen Einfältigkeit. Gleichwohl könnte sie nicht erklären, auf welcher natürlichen Weise ein Erdbeben sich ereignen könne.

UHL

Hier trennen sich unsere Wege,
Gefährtin!
Stunden habt Ihr mich begleitet,
still und treu, wie mir's gefällt.
So geht fort über diesen Hang
und dann wie besprochen.
Wollt' Ihr aber ins Dorf heimkehren,
haltet Euch an den kleinen Bach,
der führt, ohne Umwege,
hier vorbei. Sodann
bedient Euch der Erinnerung,
und am Abend seid Ihr daheim.

Herneith bedankt und verabschiedet sich bei der hilfsbereiten Uhl, die sie, lange, als sie außer Sicht gelangt ist, die Ulmenäste schlagen hört.

Szene 2

Die Suchende begibt sich in die höheren Berge, dorthin, wo selten ein Wasser rauscht, und der Wald so demütig ist, dass kein Baum es wagt, einen Wanderer in Größe zu übertreffen. Herneith erkennt die blanken Felsen, die sich wie ewige Mosaiksteine aneinanderreihen, und man mag sich einbilden, dass die von ihr aufgeschreckten Gebirgsböcke nie zuvor einen Menschen wahrgenommen haben.

Gleichwohl Herneith noch Stunden zwischen schroffen Kuppen und weiten Wiesen herumirrt, glaubt sie stets, im Boden vor sich einen Pfad auszumachen. Immer wieder schaut sie sich um, späht in die Landschaft, lauscht in den Wind; da hört sie ein fernes Flötenspiel, dem sie nachgeht. Bald erreicht sie einen seichten Hang, von dort lockt sie die Melodie in ein verborgenes, von Bäumen und hohen Felswänden gesäumtes Tal, das ist kaum breiter, als man einen Stein werfen kann.

Akt II – Szene 2

Vorsichtig wagt sie sich vor, während die leichte Melodie an allen Wänden schallt. Wie sie weiter vordringt, sieht sie, wie ein greiser Mann in einer schattigen Ecke sitzt und die Flöte spielt. Es muss der Einsiedler sein, denn er lebt unter einem Felsvorsprung, von dem in Stein gehauene Stufen herabführen. In windstiller Lage ist ein winziger Garten eingerichtet und nur wenige Schritte entfernt entspringt eine Quelle, deren reines Wasser sich in einem natürlichen Weiher sammelt. Als der Mann das Flötenspiel unterbricht, ist es totenstill.

EINSIEDLER (ruft Herneith zu, ohne sie zu sehen)

Komm' nur her, Mädchen,
ich will auch nicht länger
die Flöte quälen!

HERNEITH (tritt schüchtern aus dem Schatten)

Ich widerspreche dem Vorwurf
zur Unwahrheit!
Es klang anmutig.

EINSIEDLER (nach einem Moment des Schweigens)

Neidet nicht dem Sonnenlicht,
das im Wasser badet. –
Geht' hin und trinkt',
Eure Stimme tönt trocken.

HERNEITH (kniert und trinkt begierig am Weiher)

Von weit her bin ich gekommen ...

EINSIEDLER

Verirrt?
Oder am Ende einer Suche?

HERNEITH (zu sich)

Wann könnte ich je
zufrieden sein?

EINSIEDLER

Also eine Pilgerin!
Was glaubt Ihr hier zu finden?

HERNEITH (schaut zu dem Greis auf und mustert seine Gestalt)

Manche meinen, der Glaube an Götter
zeuge von einer gewissen Angst
vor dem Unbestimmbaren,
dem Unverhofften –
und dem Glauben an Wunder.

EINSIEDLER

Glaubt Ihr denn an Wunder?

HERNEITH

Nie hat mir eines beigestanden.
Vielleicht mag sich dieser Aberglaube
mit den unerklärbaren Wundern
in meiner Seele gefestigt haben.
Aber ist nicht allein
die Existenz eines solch' schönen Ortes
ein Zeugnis dafür,
dass es Wunder geben muss!

EINSIEDLER

Sprecht' nur aus, und seid Eurem Mut
gefällig: Wen habt Ihr verloren?
Ein Kind? Durch Krankheit?

HERNEITH (wagt nicht aufzuschauen)

Ermordet.

EINSIEDLER

Und der Mann?

HERNEITH

Ermordet. –
Viel wisst Ihr, und scheint
mehr zu wissen! Ich ...

EINSIEDLER

Dass ich ein Schicksal sehe, das Ihr
mit so Vielen teilt, macht mich
genauso wenig zum Seher

wie Ihr hier Antworten finden wollt'.
Nein, Euch plagt das Gewissen,
und der Wunsch nach Vergebung.
Wer glaubt Ihr, bin ich,
Euch zu gewähren,
das Ihr sorgenlos
hier sucht!

Herneith tritt näher und richtet ihre verworfene Kleidung. Da erst erkennt sie, dass der Alte, in einem Mantel gehüllt und von einem bis zur Brust reichenden Bart bedeckt, auf einem Sockel aus Granit sitzt, der wie ein Stuhl zugehauen ist. Neben ihm ragt ein steinerner Tisch aus dem Fels, darauf liegt seine Flöte. Von Ehrfurcht gepackt, erinnert sich Herneith an die leichtgläubige Uhl und ihre Geschichte vom Mann, der Erdbeben tritt. Der Einsiedler erkennt den Schrecken in ihren Augen:

EINSIEDLER

Wie ich lebe, weiß ich schon,
und weiß auch weiter, wie ich handle:
Ein Spiegel, der wie ein Tempel mich
vom Unwillen zum Verzehrten bekehrt,
der außerhalb körperlicher Grenzen
nicht mehr als sich besinnen mag,
um wie ein Sträfling auszureißen,
um heimzukehren, wenn ich der Stille
überdrüssig bin.

Herneith schweigt. Sie weiß um die sonderbaren Wesen der Natur, und dass sie in der Gesellschaft eines solchen sein könnte: Zwar von menschlicher Gestalt, aber mit einem sehr abweichenden, einem nicht bestimmenden Geist.

HERNEITH (prüfend und verschlagen)

Gerade kommt die Sonne herum
und blendet Euch! Wollt' Ihr nicht
einen anderen Platz einnehmen?

EINSIEDLER (plötzlich verlegen)

Wohl ist besser, ich bleibe sitzen,
hier, wo ich schon ... ewig sitze.

Akt II – Szene 2

Es wäre nur Wasser auf die Mühlen
bar meiner Gebrechen!

HERNEITH (durchschauend, selbstsicher schmunzelnd)

Dann lasst' mich Euch im Mindesten
dieses Geschenk reichen.

Sie legt ihre Tasche auf den Tisch und zieht daraus eine Haube aus gefilterter Wolle hervor, die sie in der Nacht zuvor angefertigt hat. Wie sie die Haube herauszieht, rutscht auch das Tagebuch ihres Mannes aus der Tasche. Der Einsiedler setzt die Haube auf und lächelt, da ihm nun der Wind aus den Ohren bleibt. Dankend nickt er mit dem Kopf und spielt eine Melodie auf der Flöte. Herneith lauscht ihm und fühlt sich wohl, wie lange nicht.

EINSIEDLER (die Flöte beiseite legend und auf das Buch zeigend, das Herneith zu verbergen vergaß)

Dass ein Mädchen wie Ihr
einen beschwerlichen Weg in die Berge
antretet, das wundert mich nicht.
Wohl aber, dass Ihr so ein schweres Ding
als Euren Begleiter wählt!

HERNEITH (blickt missmutig auf das Buch)

Es ist meines Mannes Diarium.
Daraus zu lesen, belastet nicht –
es beflügelt.

EINSIEDLER (keck)

Wollt' Ihr mir daraus vorlesen?
Auch ich wollte mich gerne leichter fühlen!

Herneith sieht nun keinen Zweifel mehr, ein besonderes Geschöpf vor sich zu haben, und lässt alle Bedenken fallen. So liest sie ihm einige Seiten daraus vor. Nach einer Weile sieht sie, dass der Alte weint und hält inne.

HERNEITH

Vielleicht sollte ich, zu unser beider Wohl,
von den alten Erinnerungen lassen.

EINSIEDLER (wischt sich die Tränen fort)

Es ist nicht das allein.
Mir selbst stellen sich die Erinnerungen
empor, als seien sie die Felswände
dieses Tals, dieser Einöde.
Auch ich verlor' das Weib
durch Gewalt. Und sah's mit an!

HERNEITH

Wollt' Ihr darüber sprechen?
Es muss nicht unangenehm sein,
wenn mein Herz und Ohren
dem geöffnet sind.

EINSIEDLER

... Erst verdrängte ich den Schmerz,
den ihr zügiger Tod mir zugefügt.
Tage später, ich holte Wasser vom Brunnen,
brach ich zu Boden, mit brennendem Stich
in Brust und Gliedern.
Ich brüllte und rief, da alles Verdrängte
sich zu erscheinen entschloss,
und sich nicht einig ward,
welche Qual mir zuerst
zugetan werden sollte.

HERNEITH (fürchtend)

Und wie überlebtet Ihr?

EINSIEDLER

Ich wusste, dass weniger wichtig
Wissen denn Erfahrung ist:
... Ich sah ein ...,
dass weder ich noch mein Schicksal
im Mittelpunkt der Welt stehen.
Das lehrt uns der Götterberg,
und das lehrte ich auch meinen Sohn.

Ohne sich Herneith gewahr zu sein, flüsterte das Männlein zu sich:

Wie wenig die Menschen doch haben,
und wie sie sich balgen und raufen,
als ginge es um alles!

HERNEITH (einfühlsam)

Vater seid ihr? Wo ist Euer Kind?

EINSIEDLER (seufzend)

Der Sohn zieht wohl durch die Welt,
sucht seine eigene Bestimmung.
Lange sah ich ihn nicht,
erinnere mich doch gerne
an seine Großmut und die anderen
Besonderheiten, die ihn ausmachten.

Herneith seufzt ebenfalls und denkt an Venig, der seinem Alter nach, dem verlorenen Sohn entsprechen könnte. Ob er ihn wohl meint?

EINSIEDLER (fortsetzend)

In Tagen großer Einsamkeit kommt es
mir alsbald so vor,
als wär' die Welt ein kluges Hirne,
und ich – ihr allergrößter Tor.

HERNEITH

Andererseits bewirkt die Torheit
das Abgewandte vom Genie:
der Geist kann denken,
Lösung schaffen.

EINSIEDLER (aufblickend)

Dass Ihr ihm sehr ähnelt,
wisst Ihr das?

HERNEITH

Wie Ihr's sagt, glaubt ich's kaum:
mein Wesen zu verfinstert.
Bei Therak! In vielem
bin ich so penibel, dass ich fürchte,

einen Schatten zu betreten,
um mich nicht schmutzig zu machen!

EINSIEDLER (ihr zuneigend)
Ist Euer Herz nicht auch aufrichtig?
Und ehrlich?

HERNEITH (trist zurückschauend)
Sagt', Fremder:
Seid Ihr der Gott des Berges?
Chilon selbst sogar?

EINSIEDLER
Ich bin ... niemand,
der die Wunde Eures Herzens
heilen kann. Mehr
kann ich nicht sein.

HERNEITH (im verzweifelten Klang)
Ich aber will bestehen und verhandeln,
will versuchen, wie ein Zwang im Leid
zu unterdrücken und auszumerzen
meine still verschwiegene Not.
Das ist, was mir verbleibt
zu sein. —
Lebt' wohl, Freund.
[kehrt sich um und geht]

EINSIEDLER (hinterher flüsternd)
Mögen die Götter Eurem Bedürfnis
wohlgefällig sein.
Und mögen sie Euch sicher
dorthin bringen, von wo Ihr
gekommen seid. —
Lebt' wohl.

Szene 3

Herneith findet unversehrt ins Dorf zurück. Die Sonne ist fast untergegangen. Vom Abstieg erschöpft, holt sie Wasser vom Brunnen, sich zu waschen; da kommt Karla daher, ebenso Wasser zu schöpfen. Beide Frauen sehen einander stumm an, dann schaut Karla, ohne ihr Gesicht zu bewegen, hinauf zum Berg, und wieder zurück zu Herneith. Beide Frauen lächeln.

Gerade will sich Karla wieder um ihre Dinge kümmern, als der Hüne dahergelaufen kommt und am Brunnen stoppt.

KARLA (aufgeregt)

Hakesh! Was jagt dich?

HAKESH (atemlos; nimmt seinen Hut ab)

Herneith! Ich sucht' Euch!

Das heißt ... – Dirascaras sucht nach Euch.

HERNEITH

Was will er denn,
dass er Euch vorschickt?

HAKESH (unterwürfig)

Verzeiht', ich weiß es nicht,
er ...

HERNEITH (beruhigend)

Schon gut,
ich such' ihn auf.

HAKESH

Am Wandelstock ist er,
ich bring' Euch hin.

Szene 4

Beide eilen los an einen Ort, abseits vom Dorf gelegen: Dort, auf einer Anhöhe, liegen alte Mauerreste, durchsetzt von dicken Bäumen. Es gibt eine Bank, die lässt sehen auf einen stillen Bergteich, in dem sich das Abendrot fängt. Auf der Mauer sitzt Dirascaras, von den Ankommenden abgekehrt.

Hakesh zeigt auf ihn und Herneith weist ihn dankend fort. Wie sie sich nähert, sieht sie, dass er die Blätter einer gelben Blüte abzupft, um abzuzählen, ob seine Angebetete ihn liebt. Wie er beim letzten Blatt ankommt, scheint er mit dem Ergebnis unzufrieden und wirft die entstellte Blüte mit einem lautstarken »Pah!« fort.

HERNEITH

Wohl keinen gibt es auf der Welt,
der nicht zu sehen vermag,
dass Euch, Dirascaras,
ganz furchtbar grämt
der Liebeskummer –
um sie.

DIRASCARAS (springt aus Gedanken auf)

Herneith! Ihr seid es!
Den halbe Tage schon
lasse ich nach Euch schicken ... –
Die andere Hälfte, ich gestehe,
verwünschte ich Duathor.

HERNEITH (verwundert)

Eure Geliebte? Verwünschen?
So arg kann es kaum sein!
Erzählt' schon!

DIRASCARAS (ruhelos, schwer atmend)

Einst pflegte ich zu sagen:
Die Liebenden sind besser noch
als die Willenstarken zu ertragen. –
Heut' Morgen gab ich mich,
fern vertrauter Unvernunft,
der Zuversicht hin,
Duathor aufzusuchen.

Herneith schweigt.

DIRASCARAS (außer sich)

Wollt' Ihr dazu nichts sagen?

HERNEITH (besonnen)

Ich neige nicht dazu, jemandem,
der sein Herz öffnet,
ins Wort zu fallen.
Nicht, solange er
sein Empfinden mit Worten adelt.

Dirascaras nickt zustimmend und setzt sich, in die untergehende Sonne schweifend,
auf die Mauer.

DIRASCARAS

Um es kurz zu sagen, Herneith:
Wie ich sie aufsuchen wollte,
sah ich einen anderen Mann bei ihr.
Eh' ich's überdenken konnte,
stand ich in Flammen
aus Zorn und Eifersucht!

HERNEITH

Was dem Mann der Sinn ist,
ist der Frau das Recht!

DIRASCARAS (empört)

Lasst' nur keine Worte aus!
Neidisch spricht der Spottende!

HERNEITH

Habt' Ihr denn den Mann erkannt?
War sein Sinnen wirklich Liebe ...?

DIRASCARAS (hassend)

Töten wollt' ich sie, alle beide!

Herneith springt auf und hebt mahrend den Finger:

HERNEITH (schulmeisternd)

Die Macht zu töten steht Euch nicht!

DIRASCARAS (verlegen leiser werdend)

Ist nicht der ungerecht Behandelte
zu seiner Rache berechtigt! –

Ach', vergesst's, es war ja
nicht so gemeint.
[sich entmutigt abwendend]
... Hängt ab alle Spiegel
und lasst sie nicht sehen,
wer sie sind.
Im Stolz darüber, das Rechte
getan zu haben,
mögen sie in der Ewigkeit
vergehen!

HERNEITH

Gebt' nicht auf. Ehrlos –
kein anderes Wort gilt!
Ich weiß, dass es jetztund
nur diesen einen Schmerz
für Euch gibt, so eindeutig,
als gebe es keine andere Wunde
am Leibe. – Und diese eine
bestimmte über Euer Leben.
Das Gute – das einzig Gute –
an Eurer Situation ist,
dass Euch die Zeit im Bunde steht.
Und je mehr Sekunden
und Minuten verstreichen,
sich zu Stunden und Tagen sammeln,
desto unwesentlicher
wird Euch dieser Schmerz sein.
Habt' Geduld!

DIRASCARAS (nachdenklich)

Geduld hätt' ich,
flöße ein Liebestrank
in ihr, der sie mich
beachten lässt!

HERNEITH (enttäuscht)

Ein derart uneiner Charakter,
der sich eines Liebestrankes bedient,
wird auf diesem Wege
niemals Liebe finden! –
Seid Ihr Euch gewiss,
dass Duathor diesen Sinn
nicht längst in sich trägt!
Was Euch fehlt,
ist der Vernunft klarer Gedanke!
Ihr seid wie der kopflose Müller
in der Mühle!

DIRASCARAS (verwirrt)

Wie sollte denn ein Müller
ohne Kopf in der Mühle sein?!

HERNEITH

Wenn er zum Fenster rausschaut! –
Das seid Ihr!

Nun versteht der Gegrämte und findet endlich zur Ruhe.

DIRASCARAS (einsichtig)

Was ich tun sollte, ist,
über alles zu schreiben.
Die tragischen Gefühle freizulassen
und auf Papier zu bannen.
Denn das ist es, was ich kann.
Was ich schaffe, ist des Anderen
Verdruss! Ein Werk ...

HERNEITH (unterbrechend)

Werke altern mit Tiefsinnigkeit,
Alter werkt mit Mannigfaltigkeit,
Liebe faltet der Frustration
entgegen.
Was Ihr tun solltet:
Geht zu ihr!

Akt II – Szene 4

DIRASCARAS (verblüfft und tapfer)

Ist das nicht Ironie?
Nicht durch etwas zu leben,
das anderen den Tod bringt,
sondern der Zeit entbehrt,
Schriftliches niederzusetzen,
gerade weil man so viel Zeit
mit seiner Muse verbringt!!
Doch Liebe steht und Liebe waltet,
ganz und gar geb' ich mich hin:
Als wie ein Maler zu seinem Bilde
ich nur ihre Leinwand bin.

HERNEITH

Auserlesen, hochbesonnen,
was sagt' es mich, das zu verstehen?;
Was nicht verkannt, nicht offensichtlich,
was ich versuch', im Sinn zu drehen:
Doch deute ich aus Eitelkeit,
auf dass Euer Geben höher ragt,
und auch Gemüt und Mut im Ganzen
sich mehr aus Euch ans Leben wagt! –
Heim geht Ihr,
und schlaft darüber!

Dirascaras stellt sich behäbe vor sie und sucht seinen Dank auszudrücken: Endlich berührt er sie zaghaft an der Schulter und geht lächelnd an ihr vorüber.

HERNEITH (kehrt sich um)

Haltet ein! Seht doch!

Sie zeigt auf den entblößten Blütenkopf, den Dirascaras fortgeworfen. Als sie ihn aufnimmt, sieht auch er, dass sich unter dem letzten Blatte noch ein zweites verbirgt. Lachend greift er danach und eilt fort. Nun geht auch Herneith zu Bett.

Szene 5

Der Folgende ist ein feierlicher Tag. Sowie Herneith aus dem Hause tritt, wird sie von den Dorfbewohnern eingeladen, mit ihnen die bevorstehende Ernte zu feiern.

Am Rand des Dorfes hat man hierfür einen Festplatz hergerichtet, Tische und Fackeln aufgestellt. Schon vor dem Mittagsstand wird gespeist und getanzt, als sey die Ernte sicher und reich.

Die meiste Zeit besieht Herneith das Treiben aus der Ferne, auch Dirascaras, ihr Schützling, ist nicht zugegen. Die Gelegenheit nutzend, Dorf und Umgebung besser kennenzulernen, wandelt sie umher und gelangt über eine kaum gesehene Treppe zum Ufer des Bergsees, über den sie am Abend zuvor schaute.

Der gesamte See scheint so windgeschützt im Tal zu liegen, dass sich kaum Wellen darauf kräuseln, und allerlei dichtes Gewächs einen breiten Uferstreifen ziert. Von der Treppe führt ein Pfad bis zu einem Holzsteg am Ufer. Da eine Weide ihren Schatten über ihm ausbreitet und der Tag sonnig und heiß ist, setzt sich Herneith an dessen Ende, legt die Füße ins Wasser und schweift in Gedanken.

HERNEITH (nachdenklich)

Stets ging ich
mit guten Absichten durch die Welt.
Und doch stehe ich heute
hier.
Man mag mir zugestehen wollen,
es ginge mir gut:
Fast ohne Gegenwert,
nur dessen abgefordert,
das mich ohn'hin befähigt,
lässt man mir ein Bett,
ein Brot,
Freunde und Gesellen.
Was gibt es da zu klagen?

STIMME AUS DEM INNEREN

Muss die Antwort nicht verlauten:
Vieles!
Oder spielst du, wie so oft,
mit Kindereien,
um auszuforschen alles Große,
um zu entdecken, wohin du stößt?
Um abzuschätzen jede Blöße?

um anzurätseln, was du löst?
Um anzugeben, was du bist?
Um abzutreten, wie du bist?

HERNEITH (erschrocken)

Bist du's, Gewissen?
Kriech' nur wieder
unter deinen Stein! –
Was mich bewegt,
verstehst du nicht,
auch wenn es so sein sollte:
Wie lange hält wohl dieser Anstand,
bis mir Glücksgemüt vergeht?
Bis aus dem Marke meines Bedenkens
ein neuer Zweig der Last entsteht?
Kein Betrauern, kein Entsagen
durchfließen meine kalten Glieder:
schrecklos und mit Teufels Maske
erlebe ich das alles wieder.
Es war mir nicht
an Neuheit wohl gegeben,
dass wir Dinge wissen,
deren Graus im Eigen
ich zu nennen verzichten will.
Des Zweifels entkräftet
und sicher weiß,
was auch du schon weißt:
Wer kennt besser des Glaubens Narbe,
die bei jedem »Trübnis« heißt?

STIMME AUS DEM INNEREN

Sprich' schon aus
seinen Namen!

HERNEITH (zögerlich)

Ven...

STIMME AUS DEM INNEREN

Ja, Venig!

HERNEITH (sehnsüchtig)

Wird er mir je aus dem Kopfe gehen?
Er und sein Kuss,
der uns wie die beiden Hälften
des Mondes verbunden hat?;
Mal er, mal ich, und hin und wieder
zeigen wir uns –
zusammen!

Herneith blickt auf den See, sieht aber weder das Wasser noch den Horizont, sondern nur Unbestimmtes. Ihrem Liebreiz folgend, beginnt sie, eine Melodie zu summen.

Wenig später wird sie von sich nähernden Geräuschen aufgeschreckt: Masch, der Fischer, steht auf seinem Nachen und stößt sich mit einer Stange durch das Ufer-Gestrüpp nah am Steg; er prüft den Inhalt seiner Hecht-Reusen. Schüchtern unterbricht sie die Melodie, und da hält auch Masch inne. Aus der Ferne lächelt er sie an.

MASCH (unverfroren)

Es wird wohl eine Weile brauchen,
bis ich diese Melodie vergessen habe.
Sie lockte mich, hielt mich,
versüßte mir die Arbeit.

HERNEITH (ertappt und verlegen)

Und doch war sie ...

MASCH (verwundert auf seinen Stock gestützt)

Singt Ihr nicht,
um gehört zu werden?

Da war es ihr, als habe der Fischer all ihr Empfinden in einem einzigen Satz zusammengefasst.

Szene 6

Von dieser Erkenntnis gescheut, steht sie auf und eilt am Ufer entlang, dem Fischer aus der Gegenwart. Wie sie läuft, sieht sie ein kleines Ruderboot liegen. Mit ihm rudert sie auf den See hinaus, um dort ungestört sein zu können.

Eine Weile treibt sie in der Mittagssonne daher, hält Ruhe, schläft. Sie wird erst erweckt, als aufgeregte Stimmen ihren Namen rufen: Es sind Kinder am Ufer, die laufen hin und her, winken und schreien. Und sie zeigen hinaus aufs Wasser. Herneith orientiert sich, sieht sich um: Unweit des Bootes erkennt sie aufgewühltes Wasser, und gerade noch ragt ein kindlicher Arm nach oben, bevor er verschwindet.

Ohne Nachzudenken springt Herneith vom Boot, schwimmt zu der betreffenden Stelle und kann, beim dritten Versuch erst, das Kind wieder ans Licht ziehen, gleichwohl ohne Bewusstsein. Sie schwimmt ans Ufer und legt es vor sich ab. Stumm blickt sie auf das leblose, kalte Geschöpf. Derweil sie es wiederbelebt, sind die anderen Dorfbewohner und Kinder herbeigekommen. Endlich schlägt das verunglückte Deern – es ist Anatu – die Augen auf, findet Luft und Geist zurück.

ANATU (kaum bei Kräften, erschöpft stöhnend)

Das will ich dir nie vergessen!

HERNEITH (gefasst, aber glücklich)

Doch, das wirst du.

Und das musst du.

Sonst wird es zwischen uns

niemals wieder wie vorher sein.

Herneith streicht ihr das Haar ab, hilft ihr auf und wickelt sie in eine Decke, die man ihr reicht. Unterdes ist auch Anatus Großmutter herbeigeeilt, die sich dem Kind annimmt und es wegführt.

Herneith bleibt zurück – unter den bewundernden Blicken jener, die alles angesehen haben. Auch ihr reicht man eine Decke, die sie nimmt und schweigsam fortgeht. Alles ging so rasch vonstatten, dass sie sich des Geschehenen kaum bewusst ist.

Szene 7

Herneith hat sich in die Schneiderstube zurückgezogen und sortiert, um sich von dem aufregenden Erlebnis abzulenken, die Wollreste nach Farbe, die Knöpfe nach Größe. Am späten Nachmittag betritt Karla das Haus und sucht sie auf.

KARLA (steht erwartungsvoll im Zimmer; mit bedächtiger Stimme)

Wir alle frugen uns,
wie es Euch geht, Herneith.

HERNEITH (lacht auf)

Wie es mir geht!
Und Anatu?
Heute wäre sie beinahe
gestorben.
Wie geht es ihr?

KARLA

Warum fragt Ihr sie nicht! –
Sie lebt, ja. Dank Euch!

HERNEITH (aufgebracht)

Sagt' jetzt nicht,
das Dorf schulde mir etwas.
Noch mehr Bürde
lastet meinen Schultern zu sehr!
Lieber bin ich frei davon.

KARLA (setzt sich auf eine Fensterbank; legt ihr Halstuch ab)

Herneith – nie haben wir gewagt,
nach Eurer Vergangenheit zu forschen.
Wir sind weder töricht noch
unherzlich, bloß weil wir abgelegen leben.
Nein, wir ließen in Ruhe Euch,
daweil Ihr kaum verbergt,
welche Sünde Euch verfolgt.
Ich selbst sage Euch:
Gleichwohl welcher Schwere

diese Sünde gewesen sein muss:
Heute – ist sie abgegolten!

Szene 8

Zwei Stunden später mag Herneith das Mädchen doch aufsuchen, auch unter der Gefahr, in Verlegenheit gebracht zu werden, wie es unerwarteten Rettern eigen ist. Im Gemeinschaftshaus findet sie Anatu, noch immer in eine Decke gehüllt, am Kamin; bei ihr ihre Großmutter, die sie mit Suppe füttert. Als die Alte Herneith erblickt, wird sie kreidebleich und stellt den Teller beiseite. Herneith selbst tritt unter den Augen vieler vor das Kind, legt die Hand an ihre Wange und umfasst liebevoll ihr Kinn.

HERNEITH (flüsternd; doch nicht aus Scham)
Nun weiß ich, dass es dir gut geht.

Anatu legt ihre kleine Hand auf ihre.

ALTE (ungehalten)
Aber was ist mit Euch?

HERNEITH (sich der Alten zuwendend)
Danke. Ich bin wohlauf.

ALTE
Das sehe ich ja! Und meinte es nicht!
Die Prophezeiung, Kind!
Die Prophezeiung hat sich erfüllt!
Ihr wisst nicht, was ich meine –
oder ahnt Ihr es?

Herneith steht unschlüssig im Raum und wird wie eine Pestkranke angegafft.

HERNEITH (traurig)
Fürchtet ihr mich?
Wollt' ihr mich hier
nicht haben?

Herneith weiß, dass sie gegen tief verwurzelten Aberglauben nicht ankämpfen kann.

ALTE (mit stierenden Augen)

Dass Ihr geht, wird Euch
von der Prophezeiung nicht freisprechen!
Ihr werdet sterben!

Gegen jede Erwartung findet sich in Herneith keine Regung über dieses Urteil. Nun kann jeder sehen, wie verloren sich ihre neue Freundin wirklich fühlt. Über die Direktheit der Alten empört, schilt man sie still und nimmt Herneith beiseite.

REGINALD (verlegen)

Was Euch hier entgegenstürmt,
ist ein missverstandenes Gemenge!
Lass' es uns erklären!

Herneith nickt, steht aber noch, von allen Seiten begafft, mitten im Raum. Und so erklärt man es ihr:

Sie erfährt, dass ein alter Text beschreibt, dass eines Tages ein Fremder das Dorf erreicht, der einem jungen Menschen das Leben retten wird. Und sowie der Fremde das tut, ist er dem Tode geweiht. Kurz darauf soll er sterben.

HERNEITH (höhnisch)

Und nun meidet ihr meine Nähe?
Wollt' nicht sterben,
sogleich mich der Blitz erschlägt?

REGINALD (mitfühlend)

Ganz falsch, Herneith!
Wir wollen Euch beistehen!,
Wollen Euch helfen!
Immerhin habt Ihr
unsere Anatu gerettet!

ALTE (vorwerfend)

Ihr glaubt nicht an die Prophezeiung?
Was lässt' Euch zweifeln?
Spricht man nicht,
Ihr seid auf dem Berg gewesen?

Anatu wirft die Decke ab und eilt an Herneiths Seite.

Akt II – Szene 8

ANATU (mit tapferer Stimme, Herneiths Hand greifend)

Stirb' nicht!

Lass' mich nicht allein!

Einen Moment kann Herneith an sich halten, dann fällt sie auf die Knie, an ihre toten Kinder denkend, und beginnt, beide Hände vor das Gesicht drückend, bitterlich zu weinen.

Unter diesen Umständen kann niemand gehen, und niemand ihr zu nahe kommen. Einen Ausweg findend, geschieht etwas Seltsames: Ein jeder sucht sich, dort wo er gerade gestanden hat, einen Schlafplatz; legt sich auf die Seite und ruht in der Wärme ihrer Nähe. So huldigen die Einwohner ihrem Ehrbegriff, und stehen Herneith bei. Selbst die Alte macht es sich am Kamin bequem, streckt wortlos die Beine von sich und schließt zufrieden die Augen.

Herneith kniet inmitten des Raumes, umgeben von Menschen, die sich um sie herum, auf dem bloßen Holzboden, schlafen gelegt haben. Hell knistert das Feuer, und die junge Anatu hat, sich zu wärmen, Kopf und Brust in Herneiths Schoß abgelegt.

HERNEITH (schluchzend, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen)

Bin ich euch keine Fremde?

Nur Tage kennt ihr mich!

REGINALD (flüstert ohne Widerspruch der Gruppe)

... Und doch wie ein Leben lang.

Wer so selbstlos

nach unserem Mädchen taucht,

soll niemals wieder

fremd sich nennen!

Möge die Prophezeiung abgewendet

durch unserer Geste Einstand.

Szene 9

In den nächsten beiden Tagen lebt Herneith zurückgezogen in ihrer Nähstube. Wie sie sich zu zeigen vermeidet, so sehen ihre Nachbarn von Besuchen ab.

Am dritten Tage – Herneith ist gerade beim Färben von Wolle zugegen – sieht sie mit einem Male ihre Hände in Blut getaucht. Gleich einer Vision, so wirklich, be-

Akt II – Szene 9

trachtet sie mit Schrecken, wie das nasse Rot von ihren Fingern rinnt. Aus Angst verschließt sie die Augen, und als sie wieder schaut, da ist vom Blute nichts mehr da; als war es nur ein Trugbild ihrer Sinne. Wimmernd verschließt sie Türen und Fenster; dann verkriecht sie sich im Bett. Nach einer Weile wird ihr die Bedeutung der Vision bewusst und sie fürchtet nicht länger ihr Schicksal.

Am folgenden Morgen beobachtet man, wie sie, mit zwei in Leinen verhüllten Paketen unter dem Arm, das Haus verlässt und Karla in ihrem Heim aufsucht. Wie sie später erzählen wird, überreichte ihr Herneith einen Umhang aus rotem Tuch. – Als Ersatz für den schäbigen Fetzen, den sie bei ihrem letzten Besuch in der Nähstube vergessen und liegengelassen hatte. Als Herneith Karla bei der Ankleide hilft, und die beiden Spangen auf ihren Schultern schließt, soll die Beschenkte so entzückt über den Anblick gewesen sein, dass sie sich setzen und tief atmen musste.

Anschließend sucht Herneith Dirascaras in seiner Hütte auf. Glücklich sieht sie, dass sein Herz zu Hoffnung zurückgefunden hat und übergibt ihm stolz das zweite Paket.

HERNEITH

Das ist für Duathor.
Ein Gewand. Und Ihr
sollt' es ihr geben.

DIRASCARAS (dankbar entgegennehmend)

Warum tut Ihr das?
Nie zuvor saht Ihr sie.
Oder ihre Gestalt! Wie könnt Ihr
wissen, ob es ihr passt?
Oder gefällt?

HERNEITH (zuversichtlich)

Da von Euch überreicht,
wird es ihr zusagen.

DIRASCARAS (bemerkt seines Gegenüber Unbehagen)

Was quält Euch?,
Neigt zu Unverfrorenheit?
Mir ist, als wolltet Ihr nicht geben,

was Ihr gebt,
allem Danke ungeachtet.

HERNEITH (gram)

Nach meinem Wissen ist es so:
Wenn sich Duathor nicht für Euch
zuvor interessiert,
so auch nicht, wenn Ihr ein Geschenk
überreicht. –
Doch weiß ich auch, wie sehr
die Sehnsucht jucken kann.
Das Kleid –
es soll Euch ein Kratzlöffel sein.
Und wenn Ihr sie besuchen werdet,
lasst' mich einen Rat noch geben:
Wollt' Ihr erfahren, was eine Frau
über Euch denkt, dann flüstert
ihr die Worte zu:
Küss mich.
Und wie sie dann sich gibt,
wird Euch alles heißen,
das Ihr zu erfahren trachtet:
Ekel oder Sinnlichkeit,
Zurückhaltung oder Offenbarung,
Verdrängung oder Akzeptanz,
Bedrückung oder Erleichterung.

Szene 10

Tags darauf sattelt Dirascaras sein Pferd, kleidet sich herrlich, und vergisst auch das Geschenk nicht. Denn heute will er ausreiten ins benachbarte Dorf; will sein Liebchen suchen, und ihr endlich sagen, was sie wissen soll.

Mutig tritt er vor ihr Haus und klopft. Die Erwartete öffnet ihm.

DIRASCARAS (sieht ihr einige Sekunden in die Augen; dann mit bemerkenswert ruhigen Worten)
Kennst du mich noch?

DUATHOR (lächelt)

Ich habe dich nie vergessen.

Dirascaras muss einen Moment darüber nachdenken. Duathor schmunzelt über diese liebenswerte Verlegenheit.

DUATHOR (da Dirascaras die Worte fehlen)

... Du hast ein Paket bei dir?

DIRASCARAS

Das ist für dich.

[reicht es ihr]

Weil du für mich das bist,
was andere für Luft halten.

Weil ich fürchte,
wenn ich es dir heut' nicht sage,
dann nimmermehr.

DUATHOR (lächelt)

Also ... liebst du mich?

DIRASCARAS (tritt auf der Stelle, kehrt sich um)

Du, Sünde, die doch alles ist:
man mag dich nie vergessen können.

Ein jedes Stündlein, das mir einsam war,
hätten wir verbringen sollen
gemeinsam.

Wo die Zeit unersättlich frisst,
da brennt aus – das Versehen,
und alle Träume klingen ab.

Sie sollten uns gerecht dienen,
doch kehren nicht zurück.

Neues, so spricht das reiche Leben,
erbt der Gewissenhafte,

wenn er sich zeigt in Abneigung –
und Versöhnung
dem Liebesagten.

[verneigt sich demütig vor ihrer Herrlichkeit]

Duathor entwickelt das Paket, zieht ein wundervolles Kleid hervor.

DUATHOR (entzückt)

Das Kleid ist schön. –
Schöner, als ich je eines zuvor
bewundert habe!
Warte hier ...

Nach einigen Momenten kehrt Duathor aus dem Haus zurück an die Tür und trägt das neue Kleid. Dirascaras erstarrt.

DUATHOR (sieht hingerissen an sich herab)

Wie schön mich doch
gewandet!

DIRASCARAS (ehrfürchtig)

Der Blume Farbe hat sich geändert,
nicht ihre Anmut!

DUATHOR (tritt näher)

Was könnt' ich dafür geben?

DIRASCARAS

Du hast keine Ahnung, welche Macht
mir gegeben ward,
allein dadurch,
dass du mich nicht abgewiesen!
In neuer Kraft und neuem Wissen,
bin ich bereit zu fliehen
in die Fremde,
eine neue Gesinnung zu begehren:
Wisse, dass dein Zwang und Ehren
uns ein neuer Anfang wären!

Duathor kommt nun ganz nah, umarmt ihren Liebsten und legt ihren Kopf auf seine Schulter. Dirascaras fühlt sich, als berührte er eine heilige Insignie; ein an Wert unermessliches Geschöpf fern jeder Beschreibung.

DUATHOR (schweift verträumt in den Himmel und die ziehenden Wolken)

Winde streifen über kalte Flächen:

Akt II – Szene 10

der Haut von Arm und Hand empor,
als würden sie wissen, was kommen wird –
an Ehrlichkeit
sowie zuvor.

Und sie küssten sich und herzten sich, und wünschten sich das ewige Beisammen-
sein.

Akt III

Szene 1

Eine Woche geht dahin, seitdem Dirascaras, glücklich wie nie zuvor, ins Dorf zu-
rückgekehrt ist, und bald darauf seine Vermählung ankündigt. Herneith kann nun
erkennen, dass seine Geliebte keine Gabe erwartete, um sich in ihn zu verlieben.
Duathor erwartete allein den Mut, dass Dirascaras ihr gegenüberetrete. Wenn sie
sich dabei irrte, dann vielleicht auch damit, dass sie niemals wieder lieben kann!

Derweil quält sich Herneith bei der Ausübung ihres Tagewerks mit der beständig
lauernden Frage, wie und wann sie der Tod ereilen soll. Ein einziges Geschehen
unterbricht diese Pein:

Vor dem Haus ertönen aufgeregte Stimmen, dass ein Fremder ins Dorf gekommen
sey. Auch Herneith ist neugierig. Sie erfährt, dass der Fremde gerade beim
Schmied stehe, um Felle feilzubieten, und danach zum Seiler wolle, um Schnüre für
seine Wildtierfallen einzutauschen.

Auf der Straße trifft sie auf Dirascaras und stellt sich neben ihn:

DIRASCARAS

Staunend lenkt mich der Besuch
von jeder Arbeit ab!
Indes unterwies ich mich, dem Winde
mein Gehör zu schenken, damit er mich,
ganz langsam zwar,
auf den rechten Pfad zurückführen werde!

Da weckt die Wahl seiner Worte eine schlafende Erinnerung: Hatte dereinst Ve-
nig nicht ebendiese Worte gebraucht? Wie konnte Dirascaras davon Kunde haben?

Akt III – Szene 1

Plötzlich sieht sie, wie von einer Ohrfeige geweckt, das Bildnis eines Toten vor sich. Doch es verschwindet, kaum, dass sie mit den Augen zwinkert. Erschrocken zuckt sie zusammen.

Von Instinkt getrieben, flieht sie von der Straße, als versammelten sich Bären und Wölfe, sie gemeinsam zu fressen. Hastig eilt sie zum Seilerhaus, doch es ist zu spät – der Fremde ist bereits bei Kritio. Maßlos erkennt sie Venigs Stimme in der fremden Gestalt.

VENIG (zu Kritio, von Herneith unbemerkt)

... und benötige weiter
ein Band¹ Riemen, möglichst alt und steif.
Auch ein Lögel² Fett, wenn Ihr habt,
das wäre was!

Herneith betritt gerade das Haus, da hält Venig inne und dreht sich ihr langsam zu. Wie seine Augen größer werden, verharrt Herneith auf der Stelle und schließt die ihren, gleichso als wolle sie schlafen. Am knarrenden Holzboden kann sie hören, dass er sich nähert und vor ihr stehenbleibt.

VENIG (behutsam)

Wer von Liebe träumen will,
der sollte alleine sein.

Herneith öffnet die Augen.

HERNEITH (um Fassung bemüht)

Dass ich Euch hier treffe ...

VENIG

Seht' nicht Flucht und Obhut
als Seiten derselben Münze!
Und seht' Euch nicht als Reh,
und mich als seinen Jäger!

HERNEITH (frech)

Und uns seht' Ihr wohl auch
auf beiden Seiten einer Münze?

1 Altes Maß = 30 Stück

2 Altes Maß = 50 Liter

Akt III – Szene 1

VENIG

Gewiss nicht! Dann schaute ich ja
stets in die Euch abgekehrte Richtung!

HERNEITH (forsch)

Dann bleibt dabei!
Hier bin ich, und stehe Euch entgegen!

VENIG (enttäuscht über ihre Abneigung)

Schneidet' mir mit Ironie ins Fleisch,
so werde auch ich bluten.

Ohne Antwort und von Wut getrieben, geht sie davon. Nachdem sie sich einige Stunden in ihrer Stube eingeschlossen hat, verinnerlicht sie, dass es keinen vernünftigen Grund gibt, Venig Groll entgegenzuwerfen. Mehr noch, ihre Bitterkeit empfindet sie als einfältig und beschämend, geradezu kindisch, sodass der Gedanke in ihr reift, für ihr Benehmen um Verzeihung zu bitten. Endlich entschließt sie sich, Venig aufzusuchen.

Szene 2

Herneith lässt sich sagen, dass Venig für die Dauer seines Aufenthalts am See lagert. Gerade sammelt er zwischen den Bäumen Feuerholz zusammen.

VENIG (sieht Herneith herbeigehen)

Was ließe sich nicht leichter sagen,
als wenn dieser eine Apfelbaum
uns erhellt, uns wohl gefällt,
und wach hält in seinem edlen Traum?

HERNEITH (tänzelt zwischen den Bäumen, schmunzelnd)

Diesen hier meint Ihr?

VENIG

Er ist so gut als jeder andere.

HERNEITH (verlegen)

Dann seid Ihr mir nicht länger bös?
Nämlich kam ich her,
um Vergebung zu erbitten:

Für die schlechten Worte;
den Vorwurf ohne Grund.

VENIG

So lasst' wenigstens
mich entschuldigen,
dass ich Euch ehemals
wachgeküsst,
und zur Flucht bewegt. –
Erging es Euch gut
seit jenem Tage?
Wie ich sehe,
gehört Ihr nun hierher?

HERNEITH (sieht sich zufrieden um)

In meinem Geist ist all das
schon geschehen:
All das Verwerfliche;
all das Unabänderliche ...

VENIG (anfügend)

Und wie grob müsste man sein,
um an einem solchen Ort
nicht zur Liebe zu finden!

Da bemerkt er, dass er abermals eine Grenze überschritten hat.

VENIG (streckt beruhigend die Arme nach ihr aus)

Verzeiht' ein weiteres Mal
mein Aufdrängen.
Nur ist ...

HERNEITH (furchtlos)

Das Unbekannte gern zu hassen,
das man den schrecken' Traum beweint,
begrüßt die Seele zu verlassen,
das Leben und sich selbst verneint. –
Ich weiß dies.
Und ich glich aus

das wankende Wesen,
aus dem ich geboren war.
Ich glaube an das,
woran ein Geistlicher zweifelt:
an das Leben, das von selbst entstand,
und in seinen kümmerlichen Schwingen
die Vergangenheit vergolt!

VENIG

Wollt' Ihr Euch zu mir
ans Feuer setzen?

Herneith setzt sich ihm gegenüber, dass Feuer und Qualm zwischen ihnen lodert.

VENIG (fortsetzend)

Vergebt', dass ich ehrlich spreche,
und lasst' mir dies.
Ich erfülle mir damit einen Trieb,
wie der Hund sich
seines Knochens erfreut:
Nichts habe ich von uns erwartet,
das vernünftig und willkommen ist.
Doch sehr wohl erwarte ich,
dass Ihr seid
der anmutigste aller Reize.
Um Missverständnissen vorzubeugen,
werden im Leben allein nur die vernommen,
deren Gewissen makellos
und Schuldenliste ungeachtet.
Das ideale Weltenbild
ist Proklamat von großem Zorn.
Und ist Liebe
dem Aug' die nasse Träne,
so ist Menschsein gewiss
in ihm der Dorn.
Erhabenes Leid, bestohlenes Sein:
Der Wunsch ist trüchsig

und wird sich mehren. –
Er stichelt und er fordert ein:
was unser und von allem ist.
So spielt die Strafe, fliegt die Schuld.
Herneith, Besonnenheit ist nur Geduld!
Nichts schmeckt.
Denn was uns so innig eint,
ist nicht die Tat uns zuzugestehen,
dass wir, unserem Recht bemessen,
im Lächeln einen Fluch nur sehen.
Die Wut allein, das Unsinnige:
ausgemerzt im Willen,
kann durch Schachtelung
öfter als nur einmal schmerzen.
Anbetracht der vielen Tage
wird es Zeit zu begreifen,
dass unwichtig ein Tadel meiner Sünde,
und Lob an ihr ein Vergehen!

HERNEITH

Wie soll ich mir vertrauen,
wenn selbst Ihr Euch widersprecht?

VENIG (heißblütig)

... Wie alles lernt und staunt,
von allem Stolz entgraut,
aufgeworfen wie ein Schatten,
alles im Vertrauen wiegt:
Ich mag nicht wilde Beeren essen,
doch speisen muss ich wohl.
Je mehr ich Heil und Heim mir suche,
suche ich tatsächlich
eine Frau, deren Privileg es ist,
dem Schmutze zu entsteigen,
um mir gesellig' Tat am Werk
der Sterne wilder Art zu zeigen.
Besinnt' Euch, Herneith!

Zeit ist kostbar.
Doch teurer mir
als ein liebes Wesen!;
... das grazil wie übermächtig
schön und jung
und viel belesen
mich lehren kann,
mich gerne in die Arme schließt?
Auch wenn es rote Tropfen regnet,
und jedermann sein Blut vergießt?

HERNEITH

Wie gewandt – ein Spieler,
arglos und im Spiel,
ist gleich dem Gänger dunkler Gassen
stets ein Licht gewählt
zum Ziel!

VENIG

Und habe ich bewirken können,
wie Ehre sattelt? Das Ross ist
so unauffindbar und vergeben,
im Schutze sucht es sein Versteck.
Verbergen kann es noch, doch dann:
Die Klausel eines Wichtigen
tritt auf, bricht ab,
weise im Dummen,
mag kaum beschwichtigen,
wie sinnlos, wahllos jeder lebt,
nicht verachtet, nicht vergibt:
Wissentlich in Schulden wegen
frage ich:
Ist recht, wie ich gehandelt,
als ich vertreten grobe Frevel,
und mich wandelte
zum Menschen?

Akt III – Szene 2

Herneith wechselt ihren Sitzplatz; begibt sich nun an seine Seite.

VENIG (freundlich auf sie sehend)

Wie liebend' stehe ich Euch entgegen,
behelfe und vergraule:
Als würde ich
satt auf jeder Weide;
spärlich mich in Hitze faule;
tiefe Gier, Verlangen, Wunsch.
Alles zielt auf Euer Gemüt:
Verliebt bin ich, und liebe nahe,
und ganz gewiss nicht zu verfrüht!

Das Paar sitzt am Feuer und weilt, bis es ausglüht. Das erste Mal in ihrem Leben fürchtet sich Herneith nicht länger vor der Dunkelheit. Aus Offenheit keimt Vertrauen, aus Vertrauen keimt Innigkeit. Und innig sieht sie auf ein langes Leben.

Szene 2

Tage vergehen. Herneith und Venig lernen einander kennen und lieben sich. Für beide bedeutet dies ein Ende langer Entbehrung und Einsamkeit. Gegenseitig geben sie sich Hoffnung.

Derweil bereitet sich das Dorf auf die bevorstehende Hochzeit vor; überall ist allerlei Treiben zugange, und jeder trägt seinen Teil bei: Karla sieht sich für Verköstigung des Brautpaares und Gäste verantwortlich, Masch und Hakesh richten den Festplatz her. Auch Herneith findet vor Arbeit kaum Ruhe: Sie reinigt und behebt Mängel an der lange im Schrank gehangenen Festkleidung ihrer Nachbarn und näht Tischdecken.

Eines Nachmittags macht Herneith einen Spaziergang um das Dorf. Als sie eine Anhöhe quert, blickt sie über ein weites Gerste-Feld, ein Getreide, das in diesem Tal anzubauen üblich geworden ist. Wie sie in die Ferne schweift, erspäht sie Hakesh, der inmitten es Feldes eine Strohuppe als Vogelscheuche aufstellt. Und wie sie sich nähert und genauer hinsieht, glaubt sie Venigs schmerzverzerrtes Gesicht auf der Puppe Kopf zu sehen! Da geht sie, vom Anblick geschreckt, betend in sich:

HERNEITH

Was der Ehrgeiz nicht stillen kann,

Akt III – Szene 2

das braucht der Tote nicht zu wissen.
Und gleicht das Leben nur einem Schein,
mitunter wird es Wille sein!
Dem Betrachter einverleibt,
ist ungestüm, was für ihn bleibt.
Trage ich meine Würde gar zu eitel,
wird der Tod bald vorstellig werden.
Sehe den Sinn von Neid nicht,
fliehe vor dem roten Schatten,
der grausend Hand der
Leblosigkeit!
Betrüge nicht das eitle Leben –
es würde als Lohn
nur Neider geben.
Ohn'hin soll man bescheiden leben,
doch Demut ist ein
stets mies gelaunter Gast!
Hilf' mir, Therak!
Hilf' der Ungeschützten! –
Zu beliebt um zu verzeihen,
in den Reihen der Narren
gut dahingestellt,
fördert die Gunst,
steigt auf zu Gesindel
und zu Mord-Erfreuten.
Erwache, unbekante Süße,
büßen will ich für den Anblick,
dass Geist und Tugend mir eines werden
in dieser ungewissen Welt.

Wie die neue Vision vom Tod verfliegt, geht sie zurück und spricht mit niemandem. Auch Venig ahnt nichts von ihrer Todesangst.

Szene 3

Der Hochzeitstag ist herangebrochen; wie beim Volk traditionell, wird die Vermählung, zu Ehren der heiligen Nacht, in der Dunkelheit abgehalten.

Am frühen Abend erreicht das Brautgefolge aus dem Nachbardorf den Festplatz; neben der Braut ihre Familienangehörigen und Freunde. Die offene Kutsche ist geschmückt mit den Früchten der Jahreszeit: Kürbisse, Kartoffeln, Nüsse und Obst – als Symbol dafür, dass die Braut reichen Einstand in Form von Erträgen aus Feld und Garten einzubringen fähig ist.

Da Herneith einer solchen Aufbietung nie zugegen war, fallen ihr auch andere Eigentümlichkeiten an der Brautgesellschaft und dem Festplatz auf: Tische und Festzelt sind um den ältesten Baum des Dorfes errichtet, dort, wo wohl auch die Vermählung stattfinden soll. Keiner der Brautgäste scheint einer einheitlichen Kleiderordnung zu folgen; jedermann trägt nach Bequemlichkeit. Auch das Brautpaar selbst hebt sich nicht wesentlich von den Gästen ab: Dirascaras trägt blau gefärbtes Linnen, darüber einen hellen Mantel; die Braut kleidet ein ganz olivgrünes Kleid, mit weiß verziertem Saum an Brust und Taille. Über ihren Schultern liegt ein aschgrauer Umhang.

Dirascaras empfängt den eingehenden Brautzug mit Blumen und nimmt vor aller Augen seine Geliebte in seinen Armen auf. Schon jetzt proben die zu Musikern Bestimmten mit ihren Instrumenten: Flöten und Schellen.

Herneith lässt sich erklären, dass es keine festgelegten »Trauzeugen« gebe; denn Freunde und Familie seien »Zeugen der Trauung«. Anstelle eines Geistlichen führt ein von dem Brautpaar gewählter gemeinsamer Vertrauter durch die Zeremonie.

Duathor überreicht noch vor Beginn der Vermählung ihrem zukünftigen Ehemann eine kleine, reich verzierte Holzschatulle, und Herneith fragt, was das sey. Das sey die Brautpaar-Schatulle, sagt man ihr, in der bewahrt das Paar Gegenstände auf, die sie sich im Verlauf der Eheschließung gegenseitig darreichen. Es seien dies kleine Objekte persönlichen Werts.

Dann, zu bestimmter Stunde, versammeln sich die Anwesenden am Festplatz, umringen das Brautpaar in ihrer Mitte. Duathor und Dirascaras stehen einander zugewandt und halten sich die Hände. Alle anderen tragen eine Fackel oder Laterne.

VERTRAUTER (einleitend)

Zu Ehren der heiligen Nacht
und im Glauben an Bestehen,
feiern wir die Bindung des Menschen,
und ihre erinnerungswürdigen Wege.

So danken wir zunächst den Mächten,
die diese Nacht bewirken ...

Alle Anwesenden verschließen für wenige Augenblicke ihre Lider und öffnen sie anschließend langsam. Der Vertraute setzt fort.

VERTRAUTER

Ich, der als Vertrauter ausgewählt,
den Spruch der Bindung einzubringen,
bitte das Brautpaar sich anzusprechen,
einander innig anzublicken.
Wählt für die euch heiligen Worte
zu flüstern – oder nicht.

Dirascaras hat sich offenbar für das Flüstern entschieden, neigt seinen Kopf nach vorne, dass Schläfe auf Schläfe trifft, und spricht der Braut ins Ohr. Gleichzeitig hält er ihre Hände fest und hat ihr einen seiner Schreibgriffel übergeben, der zwischen ihren Fingern hervorstakt. Herneith steht nah genug, um das Flüstern zu vernehmen; alle anderen warten und respektieren des Bräutigams Wahl.

DIRASCARAS

Geliebte. Ehrwürdige. Einzige.
Erhellet durch dein bloßes Sein
kann ich kaum denken,
möchte büßen,
soll sich Ehre in mir
zu Rechtschaffenheit entschließen.
Bezirze meine kargen Sinne,
strecke sie und beweise ihnen,
dass von größter Wichtigkeit,
dir und keiner anderen
zu dienen.
In sich nichtig und vereinsamt,
ohne dich beseit' zu lassen;
bin zu eitel, bin zu herrisch,
um das Ausmaß zu erfassen,
das dein Wünschen mir gegeben,
so wende ab – deinen Blick,

deinen Anstand, deine Wiederkehr.
So sey geneigt mich anzuhören,
je ehrbarer dies, je mehr ...

DUATHOR (den Satz fortsetzend; zieht sich, während sie spricht, eine Haarnadel aus dunklem Kirschholz aus dem Haar und legt sie ihm in die Hände)
... liebe ich deine Worte,
möchte sterben, wie ich mich füge:
Keine Nacht wollt' ich
mehr schlafen können,
wenn ich bei Folgendem
dich belüge:
Höre mein wesentliches Flehen,
verneige mich vor deinem Leben.
Möchte mir selbst eingestehen,
dir alles und noch mehr zu glauben.
So betöre – und das fordere ich –
meinen reinsten,
unbekanntesten Sinn,
solange, bis dieses Geheimnis aufgelöst,
und ich mit dir vereinigt bin.

DIRASCARAS (reicht ihr, aus einer anderen Tasche greifend, eine nackte Blüte, an der zwei letzte Blütenblätter noch hängen)
Gesagte Worte, weise Worte.
Zufrieden mit der Welt und dir,
erhoffe ich mir wahre Tage,
in denen ich dich nicht verlier'.
Besinne dich auf unser Bestes,
und Bestes will auch ich dir geben,
begehre, dich mit Stolz zu lieben,
und zu meiner Göttin zu erheben.

DUATHOR (schließt ab; reicht ihrem Angetrauten ein letztes Geschenk: einen glatten Stein aus dem Fluss)
Versagen will ich aller Liebe,
die nicht dir entspricht

Akt III – Szene 3

oder aus uns kommt.
Innig und für alle Zeiten,
bis der Tod uns beide Leben nimmt,
und wir – den Schritt wagend –
in die nächste Welt reisen:
Schützend soll das Glück uns wahren,
Treue soll uns ewig heißen.

Das Paar richtet sich zu den Gästen aus; der Vertraute beendet die Vermählung:

VERTRAUTER

Mit Vers an Liebe,
schließe ich das Bündnis ab.
Vereint im Segen meiner Güte,
euch beistehend
und nicht auf euch herab.
Wisset, dass der Glaube aneinander
euch die Werte reich zu geben mag.
Das Sinnbild des einen, rechten Partners
euch jeher gegeben ward. –
Mögen sich in der Suchenden Streben
– solange es rechtschaffend bleibt –
Glück und Wohlstand frei ergeben,
auf dass es ewig weitertreibt!

Das Ritual endet, wie die Brautleute ihre gegenseitigen Darreichungen in der Schatulle ablegen. Bis in die Morgenstunden wird am großen Feuer gespeist, getrunken, und zu fröhlicher Musik die neue Verbindung gefeiert.

Szene 4

Eine Woche verstreicht, da beginnt die Zeit der Ernte auf den Feldern. Alle Dorfbewohner, und auch jene des Nachbardorfes, werden zusammengerufen, das reife Korn abzuernten.

Man verteilt die wenigen Sensen an große Männer, während Frauen mit kurzen Sichel jene Ähren köpfen, die sie zwischen zwei Stöcke, in der anderen Hand gehalten, klemmen. Kinder sammeln das Geerntete auf Wagen und transportieren das Korn vom Feld.



Abbildung: Auf dem Kornfeld.

Einen Tag später hat man so viel zusammengetragen, dass man mit dem Worfeln³ beginnen will: Man begibt sich auf den zentralen Dorfplatz, wo man bereits einen etwa einen Klafter⁴ durchmessenden Lehmziegelkreis gemauert hat; er ist kaum eine Handbreit hoch. Eine Gruppe von Frauen wirft die abgeschnittenen Ähren inmitten des Kreises; eine andere Gruppe drischt mit Flegeln darauf ein, bis die Körner fliegen; eine dritte Gruppe fegt die Spreu zusammen und wirft sie in leichten, flachen Korntellern in die Luft, dass der Wind das Unnütze ausblase, das gute Korn aber erhalte.

Auch Herneith hilft beim Korndreschen, und vergnügt sich am Geschwätz der Frauen, dem dörflichen Treiben. Heiß und staubig ist die Luft; Trinkwasser wird herumgereicht. Gerade drischt sie auf die Ähren ein, da erlebt sie, geboren aus dem sich legenden Getreidestaub inmitten des Ziegelkreises, einen weiteren Tagtraum – eine neue Vision des Todes:

3 Worfeln = Reinigung von Getreide

4 Altes Maß = ca. 1,8 m

Akt III – Szene 4

Von jeder Fassung allein gelassen, starrt sie auf das Bild einer Leiche, die in einem aus Pilzen umformten Hexenkreis liegt. Herneith glaubt, nicht länger im Dorf zu sein, sondern im Wald.

Wie der Tagtraum endet, hört sie auf zu atmen, und beginnt erst wieder, als ihr die besorgten Frauen auf Brust und Schulter klopfen. Herneith übergibt den Dreschflegel und pausiert am Brunnen. Da sie noch immer nach Luft schnappt, setzt sich die Alte, Anatus Großmutter, zu ihr und hält ihre Hand.

ALTE (sorgenvoll)

Habt Ihr
Träume vom Tod?

HERNEITH (gedankenlos)

Es kam, als ob die Sonne schiene,
und der Wind, der fror sich steif:
dass das Jahr zuende ginge,
und von seinen letzten Stunden weiß. —
Vor Träumen habe ich keine Angst!
Denn zeigen sie mir nicht,
das in mir ist?
Wer wollte nicht wissen,
was in einem wohnt?

ALTE (philosophisch)

Es erstaunt auch mich,
stets aufs Neue zu sehen,
dass das einzige ist,
das ich in dieser beschränkten Welt
zu unterscheiden vermag:
Traum von Wirklichkeit. —
Gebt Euch nicht unbefangen, Herneith,
und gesteht die Angst.
Wer niemals etwas fürchtet,
der wird im Schlafe sterben.

HERNEITH (mit zittriger Stimme)

Und ist das nicht gut?
Das wollte mir gefallen!

Akt III – Szene 4

ALTE (lehrig den Finger hebend)

Nein, der Betttod
ist etwas für alte Leute
wie mich.
Euch, Herneith, vermag ich
nichts Tröstendes
zuzusprechen.

HERNEITH (reumütig)

Auch ich glaube jetzt
an die Prophezeiung:
Sie spricht feindlich,
doch wahr.
Dem ergebe ich mich gern.

Nach einer Weile begeben sich die Frauen zum Worfeln zurück: Doch Herneith lächelt nimmermehr.

Szene 5

Herneith findet in der Nacht keinen Schlaf. Von den einprägsamen Bildern ihrer letzten Vision beeindruckt, ist sie von der Idee besessen, den gesehenen Hexenkreis im Wald zu finden. Um ihr Schicksal abzuwenden.

Noch vor Sonnenaufgang eilt sie in den umliegenden Wald, durch den sie dereinst auf der Flucht vor Venig geirrt ist. Venig, der noch immer vor dem Dorf unter freiem Himmel lagert, wird durch das nächtliche Fackellicht aufgeweckt und geht der Gestalt nach. Bald erkennt er, dass er seiner Geliebten folgt.

Eine Weile kann er ihrer Spur nachtreten, orientiert sich an dem Licht, das zwischen den Bäumen blitzt. Obwohl er fanatisch bestrebt ist, das einzige ihm Bedeutsame nicht aus den Augen zu verlieren, entgeht ihm ihre Fährte doch und er setzt sich, mit trauerndem Herzen, auf den Waldboden.

VENIG (betrübt in der Morgenkälte fröstelnd)

Durch viele Arten hungerissen,
will gekonnt' die Zuversicht
gelesen und begnadigt werden
und mit ihr jede falsche Annahme:

Wie ein Ellenhauer
mag man bald betrachten,
dass jede Kunst plumper Rederei
nicht minder als Unbehagen,
doch mehr als verheerend sey.
Doch auch Phasen von Allerlei
mit entgegentreiben drohen,
und mich verweisen, zu verkümmern,
einzugehen und zu verrohen:
Phasen, die mich niederzwingen
auf den Boden schwarzer Erde,
der verdorrt, auf dem ich gestanden,
auf dass auch ich
ihr Sklave werde!
Bedeute ich denn ihr so wenig,
dass ein jeder kurz' Moment
mir alles Weitere abgestritten,
mir die Scherzelei im Leib verbrennt!
Unlöschar wird sie lodern:
tage- und auch nächtelang,
als liege in keiner anderen Weise
mehr Benehmen als in diesem Zwang!
Ich glaube schon, dass unvergolten
ein Drachen aus dem Boden steigt.
Und mit Feueratem alles töte,
bis nichts mehr lebt
und alles schweigt. —

Nicht weit von ihm geht Herneith umher. Mit einem Male hört sie in der Ferne einen gewaltigen Ast krachen, der von weit oben herunterbricht, und dumpfen Geräuschs seinen Platz am Boden findet. Einer Ahnung gehorchend, geht sie nun in diese Richtung.

Nur zwei Steinwürfe hin, da tritt sie aus dem Dickicht und traut ihren Augen kaum: Da liegt Venig, von einem schweren Ast erschlagen, inmitten eines weiten, unscheinbaren Hexenkreises! Vom Himmel rieseln, gleich Schneeflocken, braune Fichtennadeln und sammeln sich auf seinem leblosen Körper.

Akt III – Szene 5

Einer Handlung unfähig, werden ihr plötzlich viele Dinge bewusst: Allem voran die Erkenntnis, dass sie vor erfüllter Prophezeiung steht: Denn nicht sie war die Todgeweihte, weil sie Anatu an Land gezogen; nein, Venig war der Todgeweihte, da er Herneith aus ihrer Trauer errettet hat.

Sie weiß nicht, ob sie noch mehr weinen kann. So zieht sie den Ast von ihm, legt sich im Hexenkreis an seine Seite und streicht über sein blutverschmiertes Gesicht. Dann gibt sie ihm einen letzten Kuss. Totgeküsst.

HERNEITH (ihr gepeinigtes Schicksal akzeptierend; unter Tränen flüsternd)

Bin ich nur ein Angetaner,
der nach Würde langt?
Und gleichsam,
wie jeder Mensch,
um Anerkennung bangt? –
Wie kann man das beseitigen?,
schaffen Küsse einen Trost?
Oder ist gar Schicksal meine Eile,
wenn die Zukunft um uns lost?
So muss mein Weg hier enden ...

Szene 6

Stunden später werden die beiden im Wald gefunden. Eine Chimäre aus abergläubischer Angst und ehrlicher Trauer sitzt auf dem Dorf und wacht darüber viele Tage. Obwohl Venig kein Einheimischer war, soll er traditionell auf dem Feld der Ahnen begraben werden. Bis zu diesem Tag blieb unerreicht, der katatonischen Herneith auch nur ein Wort über das Geschehene zu entlocken.

An diesem letzten Tag tritt sie mit den Dorfbewohnern und allen, die ihn kannten, zusammen. Sogar der Einsiedler ist von seinem Berg heruntergekommen und wartet abseits und unbeweglich im Schatten eines Hains. Wer er ist, fragt niemand; es erscheint nicht wichtig. Doch Herneith erkennt ihn und nickt ihm zu. So wird der Leichnam in das Grab gelegt und zugeschüttet, umgeben von Freunden – und Herneith, die ihm nachsieht.

Später wird man erzählen, dass ganz sonderbar mit der Menschengruppe am Grab geschah: Einer will, aus sicherer Ferne, gesehen haben, dass Herneith, sogleich die letzte Schaufel Erde aufgetragen, vor die Anwesenden trat und wortlos die Hände

hob. Daraufhin sollen die Menschen einige Kleider abgebunden und ihr übergeben haben.

Ein anderer stand näher und hörte sie, mit bitterer, herrischer Stimme, zu ihnen sagen: »Ich beherrsche den Tag, ich beherrsche die Nacht. Warum sollte ich nicht euch beherrschen?!« Und die Leute gaben ihr einen Mantel, ein Mädchen ihre Schürze. Und eine Frau, offenbar nicht bei Sinnen, soll sich sogar das Kleid ausgezogen und ihr dargereicht haben! Ein Alter humpelte daher, nahm die Haube vom Kopf und gab auch diese ihr hin.

Man sah, dass sie ein Haus betrat, und kurz darauf, neu eingekleidet, in die Weite ging, unter dem Arm ein einziges Buch tragend. Sie wurde, trotz ihrer auffälligen Schönheit, niemals wieder gesehen.

Als sich alles beruhigte, ging man umher, fragte nach Herneith und dem Fremden. Doch beide entgingen zunehmend jeder Erinnerung. Als sey insbesondere Herneith niemals Teil des Dorfes gewesen, gleichwohl sie so Außergewöhnliches tat und war.

Nur ein Mensch, Duathor, kann beschreiben, was am Grabe vor sich ging: Sie spricht nicht länger von Herneith, dem Menschenkind. Sie beschreibt, in großer Ehrfurcht, ein gottgleiches Wesen, dem allein durch Anmut und Ausstrahlung gelang, das niemand zuvor gesehen hatte: Duathor sagt, das Wesen habe sie nacheinander angesehen, und man tat, als folgte man Instinkt. Als Duathor ihr Kleid aushändigte, fühlte sie einen Zwang, ein Schuldbegleichnis, das einzulösen sie alles bereit war, und sollte es auch Mord einschließen. Während das Wesen einforderte, hielten alle still und regten sich nicht, als stünden sie einem Gott gegenüber. Sie vergaßen ihre Berufung, ihre Moral, ihre Identität. Herneith beeinflusste alles.

Der Eindruck ihrer Fähigkeiten schallte so lange nach, dass man einen Monat später das Dorf umbenannte, da man einsah, angesichts dieser Macht könne Chilon, der falsche Gott, nicht länger im Mittelpunkt ihres Glaubens stehen.

Einige der Einwohner prahlten bis zu ihrem Lebensende damit, ein solches Wesen eine Zeitlang als Nachbarin gekannt zu haben; andere erinnern sich lieber an ihre guten Taten.

Wie auch immer, ihre Gegenwart veränderte die Menschen: Es verwirrte sie, es machte sie neugierig und schal, machte sie traurig und gab ihnen Hoffnung. Auch wenn sie so unerwartet verschwand, wird man in Geschichten von ihrer Gesin-

Akt III – Szene 6

nung erzählen; von der Geißel ihres tragischen Schicksals; von der Rettung eines Kindes; dem Beistand zum Verlieben. Und man wird weitergeben, dass sie eines Tages plötzlich da war, am Tor des Dorfes, und jederzeit, sollte sie auf ihren Wegen davon erfahren, genauso willkommen ist wie dereinst.